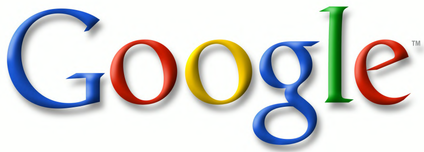
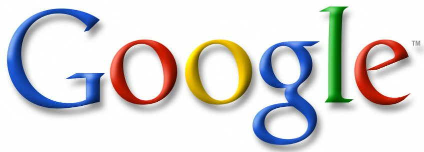
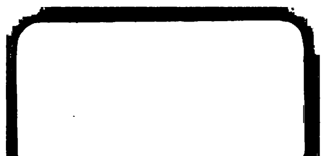





NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07589146 9





Leipzigs Schreckenstage

während der Völkerschlacht.

Leipzigs Schreckenstage

während der Völkerschlacht.

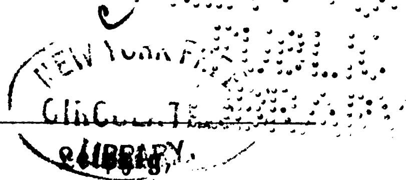
Nach eignen Erlebnissen und Anschauungen
dargestellt
von

L. Hussell.

Vierte, mehrfach berichtigte Auflage

herausgegeben
von

Dr. Eduard Burckhardt.



Leipzig,
Baumgärtners Buchhandlung.
1863.

Vorwort des Herausgebers.

Auf Wunsch und Verlangen der Verlagshandlung habe ich es unternommen, das vorliegende Werkchen, welches von einem kundigen Augenzeugen wenige Wochen nach dem weltgeschichtlichen Ereignisse der Völkerschlacht niedergeschrieben und durch den Druck veröffentlicht wurde, durchzusehen, zu kürzen und in mehreren Punkten zu berichtigen. Schon der Umstand, daß das Hussellsche Buch in kurzer Zeit drei Auflagen erlebte, von denen die letzte seit vielen Jahren vergriffen war, dürfte ein vollgültiges Zeugniß für seine Tüchtigkeit abgeben. Und in der That enthält es das treueste Bild jener Schreckenstage, die mit Blut und Greueln aller Art, wie sie die ausschweifendste Phantasie kaum entsetzlicher zu ersinnen vermag, vom 14. bis 19. October über Leipzig hereingebrochen waren. Hussell scheute nicht die ihn allerwärts umdrohenden Gefahren und spähte rastlos mit prüfenden

Augen umher nach all' den grauenvollen Ereignissen, die während dieser Zeit Aller Herzen in und um Leipzig mit unvergeßlichem Schauder erfüllten. Voll der lebendigsten Eindrücke ging er an's Werk und schrieb, mit kluger Hand sichtend, nieder, was er soeben erlebt und erschaut hatte. Diese Frische der Darstellung giebt dem Werkchen einen besondern Reiz und eine eigenthümliche Färbung, welche in der vierten Auflage zu tilgen oder zu verwischen der Herausgeber sich weislich gehütet hat. Dabei glaubt es aber der Letztgenannte vor jedem Richterstuhle der strengen Kritik verantworten zu können, wenn er sich erlaubt hat, mehrfache Kürzungen vorzunehmen und Stellen zu streichen, in welchen der Verfasser sich zu allzu weitläufigen politischen und militärischen Raisonnements verleiten ließ, die die nachfolgende besser unterrichtete Zeit als einseitig, ungerecht oder falsch bezeichnen mußte.

Einen überaus hohen Werth erhält endlich das Hussell'sche Buch durch den im Nachtrag abgedruckten Brief des noch vor Kurzem im Greisenalter zu Dresden lebenden Herrn Henschler, welcher während der Octobertage auf dem zu Reudnitz gelegenen Grundstücke seines Principals, des Herrn Banquier Vetter zu Leipzig, verweilte und daselbst Gelegenheit fand, mit dem Kaiser Napoleon und den hervorragendsten seiner Marschälle in mehrfachen persönlichen Verkehr zu

treten. In dem Vetter'schen Grundstücke hatte Napoleon vom 14. bis 16. October sein Hauptquartier aufgeschlagen und hier war es, wo er Herrn Henschler zu sich entbot und diesen in ein längeres Gespräch verflocht. Der Inhalt dieser Unterredung, sowie die Bemerkungen des Briefstellers über die in Napoleons Nähe verweilenden Marschälle, verleihen dem Hussell'schen Werke ein so großes Interesse, daß es kaum nöthig erscheint, in diesen einleitenden Worten auf die Wichtigkeit dieses Schreibens aufmerksam zu machen.

Zum Schlusse geleite dies Büchlein der fromme Wunsch in alle Fernen: Möchten doch die Fürsten Europa's, die sich insgesammt, mit Ausnahme des türkischen Sultans, christliche nennen, es endlich einsehen, daß es nichts Unchristlicheres, Wilderes und Entehrenderes für die civilisirte Menschheit giebt, als den Krieg, daß das Glück von Millionen braver Bürger, ihr Wohlstand und ihr Leben fortan nicht mehr abhängig gemacht werden soll von der Laune und der Willkür eines Gewaltherrschers, und daß der blutige Lorbeer des Kriegers, mag er auch durch noch so große Tapferkeit erworben sein, in den Augen aller wahr und edel fühlenden Menschen nicht mehr Dank verdient, als der bescheidene Ehrenkranz, welchen eine gerechte Mit- und Nachwelt um das Haupt eines Mannes flicht, der auf dem Felde

der Wissenschaft, der Kunst, des Handels, des Gewerbfleißes sich auszeichnet durch eine einzige That, welche das Heil der Nationen fördert und dem Menschengeiste neue Bahnen zum Glück und zur Seligkeit auf Erden erschließt!

Leipzig, im Mai 1863.

Dr. Eduard Burckhardt.

Sie wissen, wie oft ich, mein theurer Freund! den vorwitzigen Wunsch gegen Sie geäußert habe, Augenzeuge einer großen Hauptschlacht sein zu können. Er ist auf eine Art nun erfüllt worden, die mir ein sehr trauriges Schicksal zu bereiten im Stande war. Leicht hätte ich meine Neugierde mit Tod oder Wunden büßen können. Ich darf es ohne Prahlerei behaupten, daß die Furcht und der Schrecken, die Alles ergriffen hatten, sich mir in den vier Angsttagen kaum nähern, geschweige mich übermeistern konnten. Wie hätte dies auch bei einer Weltbegebenheit sein können, die für einen so eifrigen Politiker ein tausendfaches Interesse, für einen so Schaulustigen so viel majestätisch Erhabenes hatte? Ich bin vier Tage lang ein ziemlich naher und ungestörter Zuschauer einer Schlacht gewesen, die im vergangenen und jetzigen Jahrhundert schwerlich ihres Gleichen haben wird. Ich thue ihr wohl nicht zu viel Ehre an, wenn ich sie eine Weltschlacht nenne, — sie ist bereits eine Völkerschlacht genannt worden, — die einen Charakter hat, der sie weit über die gewöhnlichen Schlachten erhebt. Erwarten Sie keine Relation von mir, die sich in militärische Details einlassen kann, die meine Kräfte übersteigen würde, sondern nur ein treues historisches Gemälde dessen, was in

meinem Gesichtskreise lag, was meine Augen im Mittelpunkte der Schlacht, auf einem der höchsten Gebäude der Stadt, mit einem der besten Fernröhre bewaffnet, in einem weiten Umkreise von mehr als sechs Stunden beobachten konnten; was ich in der Zeit, da ich mich oft mit Lebensgefahr aus der Stadt, zwar nicht in die höllischen Vulkane der donnernden Feuerschlünde, aber doch nahe hinter die letzten französischen Schlachtlinien, in das entsetzliche Gewühl und Getümmel des Armeetrosses und der Bivouaks wagte, gesehen und gehört habe. Wir befanden uns hier gerade in der Mitte des weiten Zauberringes, in welchem die Beschwörungsformeln aus mehr als anderthalb tausend Mordschlünden donnerten und viele Tausende vernichteten, um eine neue Schöpfung hervorzurufen. Es war der Kampf der Titanen gegen den Olymp. Er war einzig in Rücksicht der commandirenden Feldherren, — ein großer Theil derselben kannte verlorne Schlachten nur aus der Niederlage ihrer Gegner, unter ihnen befanden sich drei Kaiser, zwei Könige und ein königlicher Thronerbe; — sie war einzig in Rücksicht der Form, — sie wurde nämlich in einem Zirkel geliefert, der mehr als drei Meilen umschloß; — sie war es in Rücksicht der ungeheuern Massen, die gegen einander kämpften, es stand fast eine halbe Million Streiter, aus allen Gegenden von Europa und Asien, von der Mündung des Tajo bis an den Kaukasus, mit fast zweitausend Feuerschlünden einander gegenüber; — sie war es in Rücksicht der Dauer, — sie währte fast hundert Stunden; — sie war es in Rücksicht des Planes, der von Seiten der Verbündeten so reif durchdacht war, so tief lag, und in welchem eine Einheit herrschte, die man in einer Riesenmasse, deren Theile nothwendig sehr verschiedenartig sein mußten, früher für unmöglich gehalten haben würde; — sie war es auch in Rücksicht ihrer Folgen, von denen die erste wich-

tige — Auflösung des Rheinbundes, des Continentalsystems und die Befreiung von Deutschland, bereits vor unsern Augen liegen; — sie ist es endlich auch in Rücksicht einzelner besonderer Erscheinungen, worunter die merkwürdigste die ist, daß die meisten Bundesgenossen des großen französischen Heeres, die in so vielen Schlachten mit Muth und Ausdauer unter seinen Fahnen fochten, mitten im Kampfe, wie durch einen elektrischen Schlag geweckt, in geschlossenen Reihen mit klingendem Spiel und mit Geschütz zu den gegnerischen Massen übergingen, und sogleich mit ihnen auf ihre ehemaligen Waffengefährten einstürmten. Die neuere Kriegsgeschichte hat Beispiele von einem solchen Phänomen nur im verjüngten Maßstabe aufzuweisen.

Fünfmal ging die Sonne über dem unermeßlichen Leichenfelde unter, ohne daß die eisernen Würfel über das Schicksal der Schlacht entschieden hatten. Der ganze Horizont war von Rauch- und Dampfwolken verhüllt, jeden Augenblick wirbelten neue Feuersäulen aus den umliegenden Dörfern auf, von allen Punkten leuchteten die Kanonenblitze, deren tiefer Donner mit dem beständigen Krachen des kleinen Gewehrfeuers, welches sich oft bis an die Thore der Stadt zog, in grausender Mischung die Erde erschütterte. Nehmen Sie hierzu die Wichtigkeit der Frage, welche in jenem Mordgetümmel beantwortet werden sollte, so können Sie sich einen schwachen Begriff von den Besorgnissen, Wünschen, Hoffnungen, oder mit einem Worte von dem exaltirten Zustande machen, in welchem sich Alles hier befand.

Um Sie in den Stand zu setzen, dem Gange der Begebenheiten, so weit ich im Stande war, mir Kenntniß darüber zu verschaffen, gehörig zu folgen, will ich es versuchen, sie der Reihe nach zu erzählen.

Eigentlich fing sich der Glaube an die Möglichkeit einer

Hauptschlacht bei Leipzig seit der Ankunft des Marschalls Marmont mit seinem Armeecorps in der hiesigen Gegend an. Dieses geschah zu Anfang Octobers. Mit diesen Gästen kamen alle Plagen und alles Elend zu uns, und vermehrten sich täglich in dem Maße, in welchem diese entsetzlichen Schaaren immer mehr zu einer großen Heeresmasse anwuchsen. Es lagerten sich nach und nach mehrere Armeecorps: fast rings um die Stadt sah man Bivouaks, und, gerechter Gott, wie sah es da aus, und wie ging es da zu! — Man hatte uns mehrmals gesagt, daß ganz Sachsen, von den Lausitzen bis an die Elbe, nur einer weiten Steppe gliche, wo man nichts als verbrannte Dörfer, verwüstete und geplünderte Städte, nackte Einwohner, — weit und breit kein anderes lebendes Wesen, ja nicht einmal die Spur einer kümmerlichen Vegetation irgendwo mehr finde. Wir hielten solche Beschreibungen natürlich für durchaus übertrieben, und ahneten nicht, daß wir in kurzem eben solche Schreckensschilderungen unsern auswärtigen Freunden würden von unsern Gegenden machen müssen. Seit der Schlacht bei Lützen war Leipzig eine der reichsten Hülfsquellen für das große französische Heer gewesen, man hatte sie ohne alle Schonung benutzt. Zahllose Spitäler ~~machten es~~ zu einem großen Siechhause, viele Tausende von Soldaten, die in die Bürgerhäuser gepfropft wurden, zu einer unermeßlichen Hauptwache, und Requisitionen von Fleisch, Brod, Reis, Branntwein und dergleichen zu einem allgemeinen Armenhause, worin die dürftigen Bewohner in Gefahr waren zu verhungern. Ohne diese reiche Vorrathskammer hätte die französische Armee an der Elbe sich schon lange nicht mehr halten können. Man wachte daher mit der größten Sorgfalt über diese fette Kuh, die man täglich bis aufs Blut molk. Es gehörten Commissaire und Aufpasser dazu, wie die waren, die über unsre Speicher und Beutel zu gebieten hatten, um

das Meisterstück zu vollenden, Leipzig — welches einen großen Theil der Lasten eines Krieges, der einst sieben Jahre dauerte, mit Ausdauer und nie völlig versiegten Quellen getragen hatte, — in sechs Monaten so weit zu bringen, daß selbst der Reichste in Gefahr war, vor Hunger umzukommen, daß die bemittelten Bürger sich die gröbsten Nahrungsmittel nicht mehr erzeugen konnten, und daß man mit einer Welt voll Barmherzigkeit und Mitleid nicht mehr im Stande war, dem verwundeten und kranken Krieger mit der schlechtesten Pflege, selbst nicht einmal mit einem Bissen Brod, zu Hülfe zu kommen.

Dies war der Prolog zu dem großen Trauerspiele, welches in einem Amphitheater von mehr als einer Quadratmeile in Kurzem aufgeführt werden sollte, und dessen Ausgang wir mit einer Sehnsucht entgegensahen, die nur dadurch auf einen so hohen Grad gestiegen war, daß unsere Vernichtung bei einer längern Dauer dieses Zustandes schon nach Stunden berechnet, und nur durch dasselbe ein besserer Zustand der Dinge herbeigeführt werden konnte. Daß die großen Heere der Verbündeten von allen Seiten nach Leipzig im Anzuge waren, hatten wir auf mehreren Schleichwegen erfahren. Napoleon hatte Dresden verlassen, wo er sich vorzüglich aus Mangel an allen Subsistenzmitteln nicht mehr halten konnte. Man war lange über seinen Marsch ungewiß, — vielleicht war er es Anfangs selbst. Mehrere, die über kriegerische Operationen urtheilen konnten, waren der Meinung, daß er sich mit seinem ganzen Gewicht auf Berlin und auf die Oder werfen würde. Man glaubte, daß die dortigen Gegenden nicht hinlänglich gedeckt wären, und hielt die Elbfestungen für seine Stützpunkte im Rücken. Diese Meinung verlor indessen viel von ihrer Wahrscheinlichkeit, da sich immer mehr französische Armeecorps unter Ney, Reynier, Bertrand, Macdonald und Marmont hier

zusammenzogen, wozu späterhin noch das Augereau'sche kam. Daß der Fürst Schwarzenberg mit der großen Oesterreichisch-Russisch-Preußischen Hauptarmee schon bis Altenburg vorgerückt war, wußten wir, eben so daß der Kronprinz von Schweden sein Hauptquartier in Zörbig hatte, aus sichern Quellen. Ueber das Ganze waren indessen die Nachrichten unzulänglich. Seit einigen Tagen, d. h. vom 10. an, verbreitete man das Gerücht, der Kaiser von Frankreich würde bestimmt sein Hauptquartier hierher verlegen und komme über Düben. Er sollte sicher über Wurzen gegangen sein. Mehrere Detachements von der französischen Garde bestätigten dies. Es ist bekannt, daß dieser Feldherr die Tage, an denen er seinen Ruhm gründete, vorzugsweise wählte, um sie durch neue Großthaten zu bezeichnen. Die Nähe, in welcher er sich bei uns befand, und der herannahende 14. October ließen immer stärker auf ein großes Ereigniß in unserer Gegend schließen. Die leichten Truppen der Verbündeten, die wir fälschlich für den Vortrab der Armee des Kronprinzen von Schweden hielten, waren schon deutlich von den Thürmen der Stadt auf der Nordseite derselben nach Breitenfeld und Lindenthal hin zu entdecken. Es wurde täglich scharmützelt und wir sahen stündlich verwundete Franzosen ankommen. In der Stadt wurde es immer lebendiger, der König von Neapel war angekommen und hatte sein Hauptquartier in Connewitz. Zahllose Generale und Stabsoffiziere füllten alle Häuser. Keinen Augenblick war Ruhe, Alles bivouakirte. Man schien über die Bewegungen der Verbündeten sehr ungewiß, weil dieselben Truppen oft in einem Tage von einem Thore zurückkamen, zu einem andern hinaus gingen, und so zu allen vier Haupteingängen der Stadt hin und her marschirten. Das Reiten, Fahren und Gehen hörte keine Minute in der Nacht auf. Selten kam ein Trupp Cavallerie, der auf Patrouille oder

Feldwache ausgeschickt wurde, zurück, ohne mehrere Leute und Pferde verloren zu haben, die immer und ewig, wie sie sagten, von den Kosaken weggehascht worden waren. Ueberhaupt waren bei den Franzosen alle Truppen, mit denen sie es zu thun hatten, — Kosaken, — ein Wort, das ich so viele Millionen Male gehört habe, und wobei sie nie ermangelten hinzuzusetzen, — daß sie ein großes Hurrah abermals gemacht hätten.

Die Kosaken waren ohne Widerrede die gefürchtetsten Truppen für die Franzosen. Alle leichte Reiterei, die ihnen zur ungelegnen Zeit über den Hals kam, hieß daher bei ihnen Kosak. — Um sich für die vielen Drangsale, die ihnen diese unaufhörlich bereiteten, zu rächen, wurden sie mit dem schimpflichen Namen Brigands belegt. Mehrmals gab ich mir Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß man Männer, die von ihrem rechtmäßigen Souverain zum Kriegsdienste aufgefordert wären und unter ihren Commandeurs fechten, keine Räuber nennen könnte; aber das half nichts, man mußte ja doch eine Entschädigung haben für die tausend mißlungenen Versuche, Meister solcher Feinde zu werden. Ihre Eitelkeit war viel zu groß, als daß sie diesen Lanzenreitern hätten sollen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Die Keckheit dieser Wagehälse ging so weit, daß sie sich einzeln von Dessau her bis dicht an die Stadt durch Vorposten und Pikets durchschlichen, die Pistolen abfeuerten, und mit einem lauten Hurrah wieder davon sprengten. Ein einziger solcher Spaßvogel war im Stande, die französischen Reiter in der Stadt fünf Mal des Nachts aus dem Schlafe aufs Pferd zu jagen. Das nahmen sie denn um so übler, da es ihnen nie gelang, einen solchen Ruhestörer zu fangen.

Alle Vorbereitungen, die getroffen wurden, deuteten nun augenscheinlich darauf hin, daß wir am Vorabend großer Begebenheiten standen. Schon hatten sich die französischen

Massen in einem großen Halbzirkel, der sich von Norden nach Osten bis nach Südwest zog, aufgestellt. Die Gegend von Merseburg und Weißenfels schien bloß beobachtet zu werden. Man hatte zu diesem Ende hinter dem Dorfe Lindenau die Anhöhen besetzt. Hier war der Zugang zur Stadt am schwierigsten, weil nur eine Chaussee herein führte. Die Gegend links und rechts bestand aus sumpfigen Wiesen und Gehölz, welche überall von Gräben und schlammigen Flüssen durchschnitten war. Fragte man die französischen Offiziere, wie stark wohl die gesammten französischen Streitkräfte um Leipzig wären, so war die Angabe so verschieden, daß sich gar kein richtiger Maßstab für eine ungefähre Mittelzahl finden ließ. Wer hätte diese zwischen der Zahl von 150,000 bis zu 400,000 Mann suchen mögen? Darin stimmten sie fast völlig überein, daß es die Alliirten mit 15 Armeecorps zu thun haben würden, die Garden ungerechnet. Ich hatte Gelegenheit, einen ziemlich genauen Ueberschlag der einen Division des Marmont'schen Corps, welche in Leipzig einrückte, zu machen: sie bestand höchstens aus 4000, und das ganze Corps also aus ungefähr 12,000 Mann. Es war gerade eines derjenigen, die, gegen andere gehalten, den wenigsten Verlust gehabt hatten. Selbst das Augereau'sche, welches unstreitig das vollständigste war, da es gerade aus den Cantonnirungen kam, wurde auf kaum 15,000 Mann geschätzt. Nimmt man nun, ein Corps in's andere gerechnet, jedes zu 10,000 Mann an, so erreicht die Hauptsumme der gesammten französischen Heere bei Leipzig, da mehrere nur noch in Trümmern vorhanden waren, wohl schwerlich die Zahl 170,000, selbst wenn man die Garden dazu nimmt. Aus spätern, genauern und zuverlässigern Nachrichten von beiden Seiten hat es sich ergeben, daß sich die Zahl der französischen Armeecorps in der Schlacht bei Leipzig bei weitem auf 18 nicht belief und diejenigen, welche die Gesammt-

masse der französischen Combattanten auf 150,000 Mann anschlagen, scheinen der Wahrheit am nächsten zu kommen. Indessen war ein solches Heer mit einer Artillerie von mehr als sechshundert Feuerschlünden, unter dem Commando so vieler Feldherren, die man bis jetzt für die ersten in Europa anerkannt hatte, groß genug, jedem, selbst einem doppelt überlegenen Gegner, Achtung und Furcht einzuflößen und den Sieg zu erringen. Eine einzige Waffengattung darin war geringer als mittelmäßig — die Cavallerie — sowohl in Rücksicht der Pferde als ihrer Reiter, die erstern wegen ihrer Kraftlosigkeit und des erlittenen Mangels, die letztern wegen der Unkenntniß ihres Handwerks. Nur die Augereau'sche, ungefähr 5000 Pferde stark, machte eine Ausnahme und bestand größtentheils aus alten Soldaten. Die Stärke der Verbündeten soll sich auf nahe an 400,000 Mann belaufen haben.

Der 14. October war endlich angebrochen. Ihm waren mehrere regnerische Tage vorangegangen. Heute war es bloß trübe. Die Kanonen donnerten in Pausen nach Liebertwolkwitz zu. Schon am Vormittage kamen einzelne französische Verwundete, besonders Reiter, an. Gegen wen sie gefochten hatten, wußten sie nicht — es waren wieder die verwünschten Kosaken gewesen. Wir erwarteten sicher eine Hauptschlacht. Vor den Thoren wurde das Hin- und Hergehen der Neugierigen immer gefährlicher. Des Reitens, Fahrens und Marschirens war kein Ende. Von zehn zu zehn Schritten traf man nach allen Richtungen auf Schildwachen, von denen jeder Nichtmilitär bald höflich bald grob angehalten und ohne Umstände zurückgewiesen wurde. Mehrere vorausgeeilte Couriere hatten gemeldet, daß der König von Sachsen und Napoleon in Kurzem eintreffen würden. Der gepriesene Held des Jahrhunderts kam wirklich gegen Mittag, aber nicht, wie wir vermutheten, auf der Straße von Dresden, sondern von Berlin her. Er eilte schnell durch

die Stadt und zum Grimmaischen (Dresdner) Thor hinaus, einige Bataillone und Schwadronen Garden begleiteten ihn. Es wurde über Hals und Kopf nicht weit vom Galgen*) ein Feldstuhl und ein Tisch auf das freie Feld gebracht und ein großes Wachtfeuer angezündet. Rechts und links bivouakirten die Garden. Der Kaiser ging in das nichts weniger als prachtvoll vorgerichtete Hauptquartier, das nur von den letzten Resten der Kraut- und Kohlstrünke umgeben war, die seine Krieger verzehrt und worüber sie die bündigsten Quittungen in den Producten ihrer Verdauungskraft tausendweise hinterlassen haben. Der Tisch ward sogleich mit Landkarten bedeckt, und der Kaiser studierte emsig darin. Von dem, was um ihn vorging, schien er nicht die geringste Notiz zu nehmen. Die Zuschauer, unter denen auch ich mich befand, drängten sich ziemlich nahe um ihn. Man hatte bei seinem Besuche in der Stadt vor einigen Monaten französischer Seits die Erfahrung gemacht, daß die Leipziger gar nicht so bösartig, als man sie ausgeschrien hatte, sondern ein ziemlich gutmüthiges Völkchen waren. Sie durften sich daher bis auf 20 Schritte nähern, ohne daß sie Jemand gehindert hätte. — Ein langer Wagenzug von der Straße von Wurzen, das Knallen der Courierpeitschen und eine Menge geharnischter Reiter und großer Grenadiere, welche ihn umgaben, verkündigten die Ankunft einer andern hohen Person und lenkten die Aufmerksamkeit dorthin. Es war der König von Sachsen mit seinen Garden und seiner Equipage. Der König kam zu Pferde; es fand eine zärtliche Bewillkommnung zwischen ihm und seinem hohen Alliirten statt. Er setzte dann seinen Weg nach der Stadt fort und hielt seinen Einzug in dieselbe. Napoleon blieb indessen zurück. Er stand bisweilen auf, stellte sich ans Wachtfeuer, hielt die Hände

*) Dem Garten der jetzigen „goldenen Säge."

darüber, rieb sie und legte sie dann auf den Rücken, während er das Brennholz, welches aus dürren Brettern und Balken von den nächsten Häusern bestand, mit dem Fuße in die Flamme schob, um sie stärker brennen zu machen. Daß er entweder nicht sah oder nicht daran dachte, daß das Material nicht anders als auf eine gewaltsame Art und zum Schaden der Häuser könnte herbeigeschafft sein, ist zwar ein geringfügiger Umstand, aber der wenigstens erwähnt zu werden verdient. Er schnupfte dabei häufig Tabak, wovon er in seiner goldenen Tabatière nur noch einen kleinen Vorrath hatte. Er schob zuletzt die Reste mit dem Finger zusammen und schüttete sie auf die Hand. Als gar nichts mehr darin war, öffnete er die Dose mehrmals und roch hinein, ohne von seinen ihn umgebenden Marschällen und Generalen Abhülfe seines Mangels zu verlangen. Da der Kanonendonner nach Probstheide und Liebertwolkwitz zu immer ernsthafter und stärker und die Zahl der zurückkehrenden Verwundeten immer größer wurde, so befremdete es mich nicht wenig, daß der Oberfeldherr sich dies Mal wider seine Gewohnheit so weit vom Schlachtfelde, welches fast zwei Stunden vorwärts lag, fortwährend aufhielt und den Kampf gar nicht zu beachten schien. Fast unerklärlich ist es, daß er selbst die Gegend nicht recht wußte, wo der Kanonendonner herkam, und einen deutschen Offizier sehr angelegentlich fragen ließ, wo diese genau angegeben zu finden sei. Der französische Offizier hatte hinzugefügt, daß Sr. Majestät sehr viel daran liege, sie bestimmt zu wissen.

Es war ungefähr 4 Uhr Nachmittags, als einer seiner Adjutanten aus der Stadt gesprengt kam und etwas rapportirte. Es wurde sogleich Allarm geschlagen, und die Gardenabtheilungen brachen auf. Der Kaiser stieg alsbald zu Pferde und folgte ihnen. Die Richtung, die er nach den Kohlgärten nahm, ließ das Schlachtfeld rechts. Bald sah

ich die Ursache des Aufbruchs, man hatte ihm nämlich die Ankunft der sämmtlichen Garden gemeldet, auf die er gewartet hatte. Sie kamen von Düben zum hallischen (Gerber-) Thore herein und machten jetzt einen Contremarsch wieder auf Dresden zu. Sicher glaubte ich nun die Verbündeten verloren, da ich die unübersehbaren Reihen und das zahllose Geschütz aus der Stadt kommen sah. Mir war es völlig klar, daß Napoleon keinen andern Plan habe, als mit diesem neuen Heere sich hinter den Kohlgärten rechts zu wenden, von Stötteritz her den Feind in seiner rechten Flanke zu umgehen und ihn, wie mehrmals, zu zersprengen und zu vernichten. Ich hatte mich indessen sehr stark geirrt. Der Kaiser ging mit seinem Gefolge kaum 1000 Schritte weit bis an die ersten Häuser der Kohlgärten, wo er sich einquartierte und die Nacht ruhig liegen blieb. Die Garden und der ganze Train zogen ebenfalls in die Gegend und schlugen dort ihre Bivouaks auf. Es wurde allmälig dunkel. Die Pallisaden am Thore hatten nur einen kleinen Eingang gelassen, durch welchen sich unaufhörlich Truppen und Geschütz drängten. Reiter und Fußgänger, die in die Stadt wollten, hielten schon Stunden lang und vermehrten sich jeden Augenblick, ohne daß der herauskommende Zug aufhörte. Das Gedränge wurde immer fürchterlicher und die Lebensgefahr immer größer. Einen andern Eingang zu suchen war nicht thunlich, weil Jedermann in Gefahr war, von den tausend Feldposten angehalten, erschossen oder wenigstens in die schmutzigsten Bivouaks geschleppt zu werden. Die Nacht war rabenschwarz und nirgends war eine Aussicht unter das heimische Dach zu kommen. Es regnete stark und nirgends war ein Winkel, sich zu verbergen. Ich stand mitten unter mehr als 1000 Pferden, die mich jeden Augenblick zu zertreten drohten. Der Kanonendonner hatte längst aufgehört; hätte er aber auch fortgedauert, so war es platter-

dings unmöglich, ihn bei dem Rasseln der Wagen und Kanonen, dem tausendfachen Gebrüll der Soldaten und Offiziere, da bald Cavallerie, bald Infanterie zuerst heraus wollte, und dem ewigen Fluchen, Krachen, Quetschen und Stoßen zu vernehmen. Die Verwirrung war so groß, daß die Regiments- und Bataillonscommandanten des Fußvolks, wenn sich die Reiterei unter dem Thore zwischen sie drängte und mit hinaus wollte, unter fürchterlichem Brüllen ihren Leuten befahlen, mit dem Bajonnet die Cavallerie geradezu anzugreifen. Mehrmals entstand auch wirklich ein heftiges Bajonnetgeklirr, das uns zum großen Schrecken sehr nahe war. Bei alle dem hörte man am folgenden Tage nicht, daß in diesem ungeheuern Strudel ein Soldat verunglückt sei. Gewiß werde ich nie ein ähnliches Getümmel erleben, es ist durchaus nicht zu beschreiben. Es dauerte von Nachmittags 4 Uhr bis Nachts 12 Uhr ununterbrochen fort; — denken Sie sich dabei den unbequemen Standpunkt, auf welchem ich mich befand. Sobald die vordern Colonnen in den Bivouaks an den nahen Dörfern angekommen waren, fehlte es nicht an tausend Boten, die es auf eine Art meldeten, die uns deutlich genug bewies, wie wenig willkommen sie gewesen waren. Jammernde Mütter mit Betten in Tragkörbe gepackt und zwei, drei fast völlig nackte Kinder an der Hand, den Säugling auf dem Rücken; Väter, die Frau und Kind suchten; Kinder, die im Gewühl ihre Eltern verloren hatten; Kranke, die man auf Schubkarren durch das Pferdegewühl drängte; überall Heulen und Wehklagen — dies waren die Herolde und Posaunen, welche das Dasein des Würgengels, den man Krieg nennt, verkündigten. Alle diese Unglücklichen drängten sich in den schmuzigen Winkel, den die alten Spitalgebäude und die Mauer am Kohlgärtnerthor*) bildeten,

*) Das Kohlgärtnerthor, nachmals äußerstes Grimmaisches Thor genannt, befand sich links von der Johanniskirche am Eingange der Salomonstr.

zusammen. In ihr Winseln und Schreien mischte sich das Aechzen und Brüllen der Verwundeten, die in die Spitäler wollten und welche um Brod und Hülfe flehten. Eine Menge französischer Soldaten, vermuthlich Nachzügler, visitirten jeden Korb und jede Tasche, um Brod zu finden. Sie rissen die schlafenden Kinder kurz weg aus den Körben und kehrten sich nicht daran, wenn die wüthende Mutter mit allen zehn Fingern ihnen die Gesichter zerkratzte. Die Greuelscenen wechselten überall so schnell, daß man auf keiner eine halbe Minute weilen konnte. Das weichste Herz wurde abgestumpft und gefühllos. Eine Schreckensnachricht jagte die andere, — ach, auch der ist geplündert, auch jenem hat man das Haus angezündet, dort ist einer gehauen oder gestochen worden, auch der sucht seine Kinder! — schallte es aus dem Munde jedes neuen Flüchtlings. Fragte man die Franzosen, wenn denn endlich der Zug aufhören würde, so war die tröstliche Antwort: vor früh 6 Uhr nicht. Beständig hörte man in der Nacht neu ankommende Regimenter trommeln und blasen. Gegen Mitternacht wurde es endlich ruhiger, wenigstens in Rücksicht des Fahrens. Jetzt benutzte ich den günstigen Zeitpunkt, und ich fühlte mich wie neu geboren, als ich endlich mich durch das Pferdegewühl mit einer seltenen Geschicklichkeit und Kühnheit durchgewunden und den ersten Fuß in die Stadt gesetzt hatte. — So endigte der erste, und für mich zugleich der fürchterlichste Schreckenstag!

Für alle Drangsale, mit denen meine Neugierde am vergangenen Tage gezüchtigt worden war, hatte ich im Grunde doch in der Hauptsache nichts gesehen und gehört. Es war keine Schlacht, sondern bloß eine hitzige Avantgarden-Affaire gewesen. Der Act hatte sich mit einer unübersehbaren Illumination geschlossen, die durch die unzähligen Wachtfeuer, welche überall empor loderten und die sich immer wei-

ter verbreiteten, so wie sich die Linien des bivouakirenden Heeres durch die neu ankommenden Colonnen verlängerten, verursacht wurde. Zur Abwechslung sah man hier und da die Flamme brennender Häuser in der Ferne gewisse Ruhepunkte bilden. Kaum war die Nacht vorüber, als man in der Erwartung, daß das Mordfest mit dem Grauen des Tages beginnen würde, die Ohren nach allen Gegenden hin spitzte. Es blieb Alles ruhig. Man wagte sich abermals ins Freie und glaubte sich insofern dort sicherer als gestern, weil man der Gefahr doch eher schon in der Entfernung entgehen konnte, als während der Nacht. Es gehörten wahrlich starke Nerven dazu, durch den Anblick, der sich überall darbot, nicht erschüttert zu werden. Mehrere todte Soldaten, die krank in den Bivouak gekommen waren, lagen nackt auf dem Felde und an den Straßen. Die Erben hatten sich sogleich nach ihrem Verscheiden gefunden, sie der unnützen Habseligkeiten bis aufs Hemd entledigt, und den Nachlaß in Empfang genommen. Noch übler war der Tod mit den Pferden umgegangen; überall stieß man auf ihre Cadaver und wo man den Blick hinrichtete, sah man eine noch größere Menge, die er bereits so fest gepackt hatte, daß sie den Kopf zur Erde senkten, wankten und in wenig Minuten zu Boden stürzten. Kaum war auf der Landstraße noch so viel Platz, daß sich ein dünner Fußgänger durchwinden konnte. Alle Felder waren mit Truppen und Bagage bedeckt. Selbst auf dem Rabensteine und in den Mauern des Hochgerichts hatte man Bivouaks, und zwar nicht die unbequemsten, aufgeschlagen, weil man dort weniger gedrängt wurde. — Dies gab zu mancher witzigen Bemerkung Veranlassung. — Die Garden waren eben aufgebrochen und zogen in einer unübersehbaren Colonne nach dem Thonberge und Probstheide zu. Die Artillerie marschirte in derselben Richtung auf einem andern Wege. Außer einzelnen Flintenschüssen vernahm man

nichts als ein beständiges serrez, serrez! (angeschlossen). Die Würfel lagen noch im Becher und sollten heute noch nicht geworfen werden. Wahrscheinlich benutzte man den Tag zu Recognoscirungen, um die Partien zu dem großen Spiel, wo die Marken Länder waren, anzuordnen. Die Vorbereitungen zur Vertheidigung der Stadt wurden immer ernstlicher und bedenklicher. Die äußern Eingänge waren schon früher verpallisadirt und mit spanischen Reitern versehen worden. Der größte Theil derselben blieb verschlossen. In jede Lehmwand wurden Schießscharten geschlagen und Tirailleurs dahinter gestellt. In jedem Garten, an jedem Zaune stieß man auf Pikets. Da die innere Stadt in Hinsicht ihrer stärkern Mauern für den ersten Anlauf schon gesicherter war, so begnügte man sich hier damit, Löcher durch die hölzernen Stadtthore zum Schießen zu sägen. Man schien durchaus die Stadt nicht schonen zu wollen, so ein schlechter Vertheidigungspunkt sie an sich war. Der einzige Umstand, der den Furchtsamen aufrichten konnte, war die Gegenwart unsers Königs, auf welchen wenigstens Napoleon Rücksicht nehmen mußte.

Da das Herumwandern im Freien keine große Ausbeute jetzt zu geben schien, so suchte ich einen weitern Gesichtskreis auf einem Thurme. — So viel hatte ich aus allen Nachrichten mit Zuverlässigkeit erfahren, daß es besonders Oesterreicher unter dem Grafen Klenau gewesen waren, die gestern gefochten hatten. Man hatte auch einige hundert Gefangene eingebracht, denen der Gottesacker zum Aufenthalt angewiesen wurde, wo sie ohne Speise und Trank mehrere Tage gelassen wurden. Den mitleidigen Einwohnern, die ihnen hier und da etwas bringen wollten, versperrte man den Eingang. Die armen Hungrigen banden daher Brodsäcke und Fourragemützen an Stricke, und hingen sie über die Mauern den ganzen Tag heraus. Traurig genug war

es für sie, daß so selten eine Gabe hineingethan werden konnte. Schon früher hatte man den Gefangenen der Verbündeten dieses 'weite Memento mori zum Aufenthalte gewöhnlich angewiesen und sie da ohne Nahrung im schrecklichsten Wetter unter freiem Himmel campiren lassen. Leipzigs Bewohner ermangelten nicht, sich auch damals ihrer thätig anzunehmen und wenigstens so viel zu thun, als ihre eigene Noth erlaubte.

Als ich auf den Thurm gestiegen war, sah ich nun zum ersten Male ein großes Heer in Schlachtordnung. So weit das Fernrohr reichte, erblickte man doppelte und dreifache Linien, deren Ende man vergebens suchte. Die französische Armee dehnte sich in einem großen Halbzirkel von Paunsdorf nach Probstheide aus und verlor sich in den Gehölzen von Connewitz. Sie nahm also einen Raum von mehr als einer deutschen Meile ein. Ueberall sah man hinter diesen Linien, die näher nach der Stadt standen, noch Reserven. In dieser Gegend schien die Hauptmasse versammelt zu sein. Nach Norden und Westen zu waren die Reihen mehr unterbrochen und vereinzelt. Die verbündeten Heere konnte man nur theilweise finden. Die Kosaken waren in einer Entfernung von zwei Stunden deutlich zu entdecken. Sie waren keck genug, sich bis auf Flintenschußweite an die französischen Linien heran zu wagen, abzusteigen, die Piken in die Erde zu stecken und ihre Pferde herumlaufen zu lassen. Selbst der König von Sachsen war Zeuge ihrer Verwegenheit, als er sich noch eine halbe Stunde vor Leipzig mitten in der französischen Armee befand. Es kamen nämlich wider alles Vermuthen eine Menge dieser Reiter an den Zug gesprengt, und ein sächsischer Offizier mußte mit achtzig Pferden so lange Front gegen sie machen, bis der König in Sicherheit war. Dies war die Hauptursache, daß er sein Pferd bestieg und seinen Einzug reitend hielt.

Der 15. October — den Jeder so ereignißschwanger erwartet hatte — war nun ruhig vergangen. Nie war es in der Stadt seit vielen Wochen so still, als am Abend desselben. Nur das ewige qui vive? an den Thoren verkündete die Anwesenheit der Truppen. Als ich um 8 Uhr aus der Vorstadt kam, wurde ich plötzlich durch ein seltsames Phänomen überrascht: ich sah nämlich in der Richtung nach Pegau zu drei weiße Raketen hoch in der Finsterniß aufsteigen. Ich blieb stehen und wartete, was weiter erfolgen würde. Es war eine Minute vergangen, als von Halle her vier rothe am Horizont herauf kamen. Hierauf blieb es völlig still. — Daß es Signale waren, unterlag keinem Zweifel, eben so wenig, daß sie von den Verbündeten herrühren mußten. In jenen Gegenden mußten Heere von ihnen stehen, und wahrscheinlich zeigten sie sich durch diese feurigen Boten die Punkte an, auf welchen sie angekommen waren. Immer wurde es nun gewisser, daß der 16. der große Tag sein würde, an welchem das Loos über Deutschland geworfen werden sollte. Ich äußerte gegen mehrere französische Offiziere meine Vermuthung, daß allem Anscheine nach neue alliirte Truppen gegen Leipzig im Anzuge sein müßten. Sie widersprachen theils aus dem Grunde, weil der Kronprinz von Schweden und der General Blücher eiligst über die Elbe hätten zurück gehen müssen, indem eine unermeßliche französische Armee auf Berlin los marschire; theils meinten sie, daß die Verstärkungen, die nachkommen dürften, nicht von Bedeutung sein könnten, und daß sie auf alle Fälle mit der verbündeten Armee fertig zu werden sich getrauten. Nie war ihre Zuversicht auf einen vollständigen Sieg so groß, als für die bevorstehende Schlacht. In der Stadt befanden sich als Besatzung, außer den französischen, viel deutsche Truppen, die wenig Hoffnung, desto stärker aber den Entschluß laut werden ließen, daß sie durchaus kei-

nen Widerstand leisten, sondern geradezu übergehen würden. Mehrere ihrer Kameraden hatten dies bereits gethan, und man sah in der Folge, daß es auch ihnen Ernst gewesen war. — So war denn auch der zweite Tag unter Furcht und Hoffnung vergangen.

Der 16. October trat in einem dichten Nebelkleide aus der Finsterniß hervor. Er war trübe, regnerisch und kalt. Keine Sonne leuchtete ihm. Man glaubte, daß die kampfdürstenden Massen ihre Streitbegierde so lange zügeln würden, bis sich der Nebel verzogen haben würde. Aber schon nach 6 Uhr begann der Geschützdonner von Liebertwolkwitz her zu rollen. Er wurde heftiger und kam näher; wahrscheinlich war es der Zeitpunkt, wo die Oesterreicher diesen Ort stürmten. Man hörte bereits Pelotonfeuer. Von unserm hohen Standpunkte konnten wir nichts sehen, der dichte Nebel verbarg Alles, was hundert Schritte vor unsern Augen vorfiel. Gegen 10 Uhr dröhnten die Kanonenschüsse auf der ganzen Schlachtlinie. Der Dunstkreis wurde lichter und die Regenwolken zertheilten sich. Jeder Kanonenblitz war auf der Seite von Connewitz deutlich zu sehen. Schon schleuderten tausend Feuerschlünde ohne Aufhören den Tod in die gegenseitigen Massen. Das Jäger- und Schützenfeuer prasselte auf allen Seiten, und bald vernahmen wir Lganze agen von Bataillonen und Regimentern. Es war eine große Hauptschlacht, das erkannte Jeder, wenn er auch nie einen Kanonenschuß gehört hatte. Nach dem hallischen (Gerber-) und ranstädter (frankfurter) Thore blieb es noch ruhig; meine Raketen schienen mich betrogen zu haben. Sechs Stunden hatte der Donner bereits gebrüllt und alle Linien

2*

waren in Rauch= und Dampfwolken gehüllt, durch welche immer nur noch die Flammenspitzen wie feurige Zungen hervorblitzten. Immer noch schien kein Theil einen Zoll breit gewichen zu sein. Man konnte die Kanonenschüsse nicht mehr einzeln unterscheiden, jeden Augenblick fielen hunderte, die sich in ein einziges langes Donnergebrüll verschmolzen. Endlich, es war nach eilf Uhr — schien eine große Veränderung vorgegangen zu sein. Das Feuer entfernte sich zwar nicht, aber die Schüsse fielen einzelner, und man schien eine Pause machen zu wollen. Da erhob sich plötzlich hinter Lindenau nach Lützen zu eine neue fürchterliche Kanonade, die nicht viel über eine halbe Stunde von der Stadt entfernt war. Die feindlichen Batterien schienen von Kleinzschocher her zu feuern, die französischen standen auf den Fluren von Lindenau. Das Corps des Grafen von Giulay war dort angekommen, und es hatte nun mit der Bedeutung der Raketen seine Richtigkeit. Ich wendete mich jetzt schleunig nach der Nordseite in der Richtung nach Halle, wo früher wenig zu sehen gewesen war. Ich erstaunte, als ich dort jetzt Truppen aufmarschirt sah, die das Auge nicht übersehen konnte, und als ich hinter ihnen immer noch frisch heranziehende Colonnen erblickte. Fast schien es, als ob die Massen, die den ganzen Morgen so wüthend gegen einander gekämpft hatten, nur die Avantgarde dieser unermeßlichen Armee wären, die sich immer mehr ausbreitete. Wo die französischen Linien, die sich ihnen entgegenstellten, so schnell hergekommen waren, ist mir noch jetzt unbegreiflich; ich hätte sie vor einer Stunde auf 10,000 Mann geschätzt, und was ich jetzt sah, schlug mein ungeübtes Auge von beiden Seiten auf 200,000 Mann (?) an. Diese ungeheuere Armee schien sich erst formiren zu wollen. Einige Kanonenschüsse, welche sie that, schienen den übrigen Heerführern bloß ihre Ankunft anzuzeigen. Sobald sie gethan waren, hörte das Kanonen=

feuer hinter Lindenau, welches ungefähr zwei Stunden gedauert hatte, auf. Auf dem linken französischen Flügel dauerte der Kampf noch sehr lebhaft fort. Es war gegen 12 Uhr, als wir herabstiegen, um zu sehen, was während dieser Zeit in der Stadt für Nachrichten eingegangen wären, um mit der Unterwelt nicht ganz außer Verbindung zu kommen. An der Wohnung unsers Königs wimmelte es von Offizieren jeden Ranges. Die hiesige Bürgergarde paradirte, ebenso wie die Leibgrenadiergarde. Eine rauschende Janitscharenmusik ließ sich hören, ohne daß man begreifen konnte, was dieses Alles mitten unter dem Kanonendonner vor der Stadt zu bedeuten hätte. Bald erfuhren wir, daß die Schlacht für die Verbündeten total verloren, daß ein österreichischer Prinz, der Erzherzog Ferdinand, mit 40,000 Mann gefangen sei, einen Arm verloren habe, und daß eine unermeßliche Menge Geschütz erbeutet worden sei. Diese Nachricht war vom Marschall Ney vom Schlachtfelde gekommen und man hatte nicht ermangelt, sogleich ein Siegesfest anzuordnen. Ein Regiment französischer Garden marschirte auf der Promenade vor der Stadt auf und mußte sich commandomäßig durch ein lautes Vive l'Empereur! der neuen Lorbeern erfreuen. — Von den Stadtbewohnern nahm nur ein sehr winziger Theil Antheil an dem Jubel, — ach! was hatten sie denn davon anders zu hoffen, als den sichern Hungertod? Die Hellsehenden schüttelten die Köpfe; es waren gar zu viel Gründe da, die Siegesnachricht verdächtig zu finden. Fragte man die Verwundeten, die schaarenweise zum Thor hereinhinkten oder getragen wurden, so war die Antwort — les Cosaques ont encore la même position — Die Kosaken haben noch dieselbe Stellung. Von genommenen Kanonen wußte Keiner etwas, wohl aber davon, daß sie selbst diesen Morgen fünf Stück verloren hatten. Ich konnte gar nicht begreifen, wie man französischer Seits, bei dem sonst so

richtigen militärischen Ueberblick des Oberfeldherrn, schon den Gewinn einer Schlacht ankündigen konnte, da so große feindliche Armeen auf dem Schlachtfelde angekommen waren, die noch keinen Schuß gethan hatten. Die Folge hat es bewiesen, daß er es durchaus für unmöglich gehalten hatte, daß die große schlesische und norddeutsche Armee die Elbe verlassen und auf Leipzig zu marschiren würde. Landleute, die sich aus der Gegend von Grimma geflüchtet hatten, versicherten, daß ein neues russisches Heer unter dem General Bennigsen von dort her stark im Anzuge sei. Nur ein geringer Theil der Verbündeten war eigentlich im Feuer gewesen. Bennigsen, der Kronprinz von Schweden und der Feldmarschall Blücher waren noch gar nicht in die Schranken getreten.

Mitten in diesem Siegesrausch fingen auf einmal die Kanonen wieder an von Lindenau her zu donnern. Als dies kaum geschehen war, kam das furchtbare Brüllen auch von Taucha, Wiederitsch und Breitenfeld her. Jetzt stand auch die Blücher'sche Armee im Feuer. Wir suchten nun unsere hohe Warte wieder. Es war kein Punkt um die Stadt mehr, wo die Feuerschlünde nicht gewüthet hätten. Man wußte nicht mehr, wo man die Fernröhre zuerst hinrichten sollte. — Sehen Sie nur dorthin, — rief der Eine, — ach, das ist gar nichts, erwiederte ein Anderer, — hierher müssen Sie kommen, — Sie sehen Alle nichts, — schrie ein Dritter — schauen Sie einmal nach meiner Gegend, dort haut die Cavallerie ein, auch fängt immer mehr Geschütz an zu feuern. Sonderbar war es, daß gerade auf dem Punkte, wo die Verbündeten die große Niederlage erlitten haben sollten, d. h. auf ihrem rechten Flügel bei Liebertwolkwitz, die Kanonade wieder am stärksten war. Die französischen Generale konnten sich eigentlich, wie es später an den Tag kam, in dem Manöver des Feindes, der sich wirklich fast zwei Stunden weit zurückgezogen hatte,

gar nicht irren und ihr Vordringen für keinen Sieg halten. Napoleon hatte nämlich das Gros seiner Armee vorwärts Probstheide in einem Haken aufgestellt, dessen Schenkel einen rechten Winkel bildeten; in dem Innern desselben stand die ganze junge Garde, 64 Bataillone stark. Um die Alliirten auf den Flanken zu packen, ließ der Kaiser große Massen links und rechts aus jenem Haken herausbrechen und deployiren. Die verbündeten Feldherren bemerkten dies kaum, als sie ihre Truppen sogleich fast bis Naunhof zurückführten, weil sie leicht voraussahen, daß die Franzosen selbst in eine gefährliche Lage kommen mußten, wenn sie sich zu weit vorwagten und im Rücken genommen werden konnten. Die Garden sahen dies bald ein und retirirten ohne etwas ausgerichtet zu haben, und die Verbündeten standen nach einiger Zeit auf der alten Stelle. Wenn man dies für einen Sieg hielt, so waren die Gründe dazu schwach genug. Zum ranstädter Thor sah man frische Truppen nach Lindenau mit Geschütz eilen; es war viel Cavallerie dabei. Napoleon selbst ritt mit dem König von Neapel und dem Marschall Ney auf der Chaussee bis an den Kuhthurm, um sich wahrscheinlich von der Lage der Dinge zu unterrichten. Die Alliirten suchten den Paß bei Lindenau zu erzwingen. Infanterie war wirklich schon in das Dorf eingedrungen, wurde aber wieder herausgeworfen, und es entstand nun ein fürchterliches Tirailleurfeuer, wo man jedes einzelne Gewehr konnte abfeuern sehen. Ich bemerkte dabei den unglaublichen Eifer der französischen Voltigeurs, welche einen Graben am Kuhthurme vertheidigten, mit unglaublicher Behendigkeit am Ufer auf und ab liefen, jeden Baum und jede Hecke zu einer Brustwehr benutzten, und so emsig schossen, als ob sie den Rheinbund als Eigenthum in ihren Tornistern trügen. In dem Dorfe selbst waren Kanonen- und Granatenkugeln eingefallen. An mehrern Stellen brach Feuer aus. Welche

Partei im Vortheil oder Nachtheil war, konnte man wegen des coupirten Terrains und wegen der Waldungen, hinter denen am hitzigsten gefochten wurde, nicht beurtheilen. Ausgemacht war es, daß sich die eine Partei eben so anstrengte, diesen wichtigen Punkt zu vertheidigen, als die andere, ihn einzunehmen. Da ihn die Franzosen behaupteten, so muß man ihnen hier den Preis des Sieges zuerkennen. Aus den offiziellen Berichten hat man späterhin erfahren, wie wichtig für die französische Armee Lindenau war, warum sich Napoleon, der bei Wachau und Liebertwolkwitz alle Hände voll zu thun hatte, persönlich nach dieser wichtigen Stelle begab, und das hier befindliche Corps noch durch alle Truppen des Generals Bertrand verstärkte, deren er auf allen andern Seiten gar sehr benöthigt war. Alle Militärs, welche das Schlachtfeld gesehen haben, stimmen darin überein, daß die französische Armee, wenn Lindenau von den Alliirten genommen wurde, schon an diesem Tage, und mit ihr vielleicht Leipzig, in welchem sich alle Massen zusammendrängen mußten, verloren gewesen wäre.

Nicht so ging es bei Möckern, Breitenfeld, Lindenthal und Wiederitsch. Dort rückten die verbündeten Linien offenbar vor. Das Kanonenfeuer war ein sichrer Barometer. Das französische Geschütz ging rückwärts und war schon so nahe an Gohlis und Eutritzsch zurückgedrängt, daß die feindlichen Kugeln bereits in beiden Dörfern einschlugen. Der Tag neigte sich sehr stark, immer mehr verhüllte das Dunkel die weiten Schlachtgefilde und nur die Blitze erleuchteten den Horizont noch, wie bei einem schweren Gewitter, denen nach langen Pausen der tiefe Schall nachrollte. — Die Schlacht hatte rings um die Stadt den ganzen Tag gedauert. Auf den Thurmuhren schlug es 6 Uhr, und gleichsam, als ob man auf allen Seiten übereingekommen wäre, diesen Augenblick als den Feierabend für die entsetzliche Blutarbeit zu be-

stimmen, fiel jetzt der letzte Kanonenschuß hinter Lindenau. Das kleine Gewehr blieb allein noch wach, es war, als ob der tödtliche Kampf mit einem immer schwächer werdenden Röcheln enden wollte. Nach und nach hörte auch dieses auf. Rings um den Horizont sah man nichts mehr, als einen weiten Kreis von vielen tausend Wachtfeuern. Nach allen Richtungen sah man brennende Dörfer und man konnte aus der Menge derselben schließen, wie verheerend der heiße Tag gewesen sein mußte. Dies fiel noch deutlicher in die Augen, als wir auf die Straße kamen. Tausende von Verwundeten waren zu allen Thoren hereingeströmt und ihre Anzahl vermehrte sich mit jedem Augenblicke. Vielen waren Arme und Füße abgerissen, und doch hinkten sie ächzend und jammernd noch fort. An einen Verband war noch nicht zu denken gewesen, die Unglücklichen hatten sich mit irgend einem alten Lumpen selbst verbunden, so gut sie es im Stande gewesen waren. Alle suchten Spitäler, für die man leider von französischer Seite schlecht genug gesorgt hatte, man hatte weder die nöthigen Tragbahren noch Wagen in Bereitschaft, auf denen man die Verstümmelten wegschaffen und dadurch vielleicht Tausenden das Leben hätte erhalten können. Da die preußisch-russische Armee nach Lützen marschirt war und sich zur Schlacht fertig machte, war bei ihr für diese Bedürfnisse sehr reichlich gesorgt, und es ist bekannt, daß diese Armee dadurch den bei weitem größten Theil ihrer Verwundeten mit sich fortzuführen und für ihre Heilung zu sorgen im Stande war, während bei den französischen Anstalten noch nach fünf Tagen unverbundene und fast ganz verhungerte Soldaten auf jenem Schlachtfelde gefunden wurden, die ihre Rettung größtentheils am Ende hiesigen Aerzten und Einwohnern zu verdanken hatten. Mehr als 10 Tage nach der mörderischen Schlacht sah ich in einer Scheune in Meusdorf 174 französische Soldaten, die verwundet hierher gebracht

worden und bis auf den letzten verhungert waren. Nur eine Katze wandelte ruhig zwischen den schon halb verwesten Leichnamen herum.

Für die aus der Schlacht ankommenden Verwundeten hatte man hier das Kornmagazin räumen müssen, welches ungefähr 6000 zu fassen vermochte. Jeder Blessirte erhielt einen geschriebenen Zettel am äußern Thore und war auf dieses Spital angewiesen. Man hatte nicht daran gedacht, nur so viel Billets zu vertheilen, als das Gebäude Kran- fassen konnte, sondern wies frischweg Alles ins Kornmaga- als dieses schon längst überfüllt war. Froh, endlich den gefunden zu haben, strengte der arme Verstümmelte seine letzten Kräfte an, um so bald als möglich Hülfe von den Händen der Aerzte zu erhalten. Wie jammerte der Unglückliche, wenn er seine Hoffnung getäuscht, wenn er viele Hunderte seiner Leidensgefährten auf den nassen Pflastersteinen ohne Stroh und Decke, ohne Verband, ja ohne einen Tropfen Wasser, um den sie oft flehentlich baten, wimmernd und schreiend fand, wenn er an der Thür kurzweg abgewiesen wurde und ihm nichts übrig blieb, als ebenfalls auf dem harten Pflaster sein Lager zu suchen, das seine Wunde oft nicht einmal vertragen konnte! Man bekümmerte sich hier eben so wenig um ihn, als um die Kiesel, auf denen er wehklagte: eine Menge leerer Mehlfässer, die durch die Franzosen von dem Rathskornboden gerollt und geleert worden waren, mußten einer Anzahl dieser Beklagenswerthen zum unbequemen Nachtlager dienen, denn sie schrien laut auf, wenn man daran stieß. Viele hinkten weiter, um irgend etwas zur Stillung ihres Hungers und Durstes zu finden. Wer konnte ihnen etwas geben? In der Stadt mangelte schon längst Alles; jeder Einwohner konnte mit Geld, Mühe und Angst kaum so viel zusammenbringen, als zu einer kargen Mahlzeit für sich und die Seinigen hinreichte. Glück-

lich konnte sich der bittende Soldat preisen, wenn er einen Bissen Brod oder einen Apfel erhielt. Tausende traf dieses günstige Geschick nicht; wo hätten hier auch die barmherzigen Samariter herkommen sollen? So sah es am Magazine, so sah es fast in allen Straßen und besonders auf dem Marktplatze aus, wo jeder Winkel, der mit einem Wetterdache versehen war, als Spital diente. Die Folgen davon konnten nicht ausbleiben. Viele mußten in der Nacht vor Hunger, Schmerzen und Kälte umkommen. Diese waren die Glücklichen, sie bedurften menschlicher Hülfe nicht mehr. Wessen Herz hätten solche schauderhafte Scenen nicht zerreißen sollen? Und doch waren die Landsleute der Unglücklichen gerade die, welche gar nicht darauf zu achten schienen, weil sie wahrscheinlich an dergleichen Anblicke schon zu sehr gewöhnt waren.

Noch habe ich für die Geschichte des heutigen Tages einen sehr bemerkenswerthen Vorfall vergessen, — daß man nämlich Nachmittags, als noch alle Feuerschlünde um ganz Leipzig donnerten und die große Schlacht erst eigentlich begonnen hatte, um den Vormittags errungenen Sieg würdig zu feiern, auf höheren Befehl alle Glocken auf den Thürmen läuten mußte. Ein solches Beispiel hat wohl nie eine Schlacht aufzuweisen gehabt, die kaum ihren Anfang genommen hatte und sich mit der gänzlichen und entschiedensten Niederlage Dessen endigte, der bereits als Triumphator den Siegeswagen bestiegen zu haben glaubte. — Auch heute war die Schlacht unentschieden geblieben, wie alle Die versicherten, die von den verschiedenen Punkten des Schlachtzirkels zurückkamen. Die Franzosen hatten wie eingewurzelt gestanden, die Verbündeten wie Granitfelsen; jene hatten wie Männer gefochten, diese wie Löwen. Man ließ die Waffen mit gegenseitiger stiller Hochachtung die Nacht durch ruhen.

Die Verbündeten, welche den Kampf in zwei blutigen

Tagen nicht hatten zur Entscheidung bringen können, hatten doch während dieser Zeit mehrere wesentliche Vortheile errungen. Sie hatten Gelegenheit gefunden, sich eine genaue Kenntniß von den Streitkräften ihrer Gegner und von der Beschaffenheit des Terrains zu erwerben. Sie wußten im Ganzen, welche Punkte vorzüglich zum Angriff geeignet waren und wie der Feind ungefähr manövriren könnte und würde. Man konnte nun überall die zweckmäßigsten Dispositionen treffen und dem großen Schlachtplan jene Vollkommenheit geben, die ihn so auszeichnete. Aus diesem Gesichtspunkte genommen, waren also die Alliirten am dritten Tage, ohne daß wir es ahneten, um einen starken Schritt vorgerückt.

Nach dem allgemeinen Urtheile der hiesigen Einwohner mußte der 17. der berühmte Tag werden, an welchem endlich der letzte Act in dem großen Trauerspiele aufgeführt werden mußte. Wir hatten uns aber geirrt. Der Morgen kam, ohne daß wir etwas von irgend einer Seite hörten. Einzelne Schüsse wurden schon längst nicht mehr geachtet. Große französische Linien standen bei Probstheide und auf allen Punkten, wo sie gestern gewesen waren. Die Schlachtordnung war indessen sehr verändert worden. Die großen Heere, welche westlich und nördlich gestanden hatten, waren fast völlig verschwunden. Das Marmont'sche Armeecorps, welches am vorigen Tage bei Möckern gegen die große schlesische Armee unter dem Feldmarschall Blücher gefochten hatte, war mit großem Verluste zurückgeschlagen und über Wiederitsch, Eutritzsch nach der Parthe geworfen worden. Jetzt wurde die Gegend von Gohlis bloß von schwachen Corps noch beobachtet. Vormittags erhob sich eine Kanonade von Gohlis her, die aber bald wieder verstummte. Auf der Wiese zwischen der Stadt und Lindenau lag etwas Cavallerie. Es war dieses das Corps des Herzogs von

Padua, welches die Nordseite der Stadt, durch eine Batterie aus dem Löhr'schen (jetzt Keil'schen) Garten herüber unterstützt, gegen feindliche Angriffe decken sollte. Weiter hinaus waren wenig Truppen mehr zu entdecken, man schien feindlicher Seits diesen Paß aufgegeben zu haben. Der linke französische Flügel der Hauptarmee dehnte sich bis Abtnaundorf aus und hatte starke Corps nach Taucha hin. Das Centrum lief hinter den Kohlgärten und Stötteritz nach Probstheide, der rechte Flügel bis unter Connewitz an den Wald und die Pleiße. Mehrere Linien waren bis Markleeberg vorgeschoben. Die alliirte Armee lieferte die Parallele dazu. Welche Gründe vorhanden gewesen sein müssen, diesen ganzen Tag über eine Art von Waffenstillstand zu beobachten, ist mir unbekannt. Diese Erscheinung war um so befremdender, da Napoleon sonst nicht gewohnt war, solche wichtige Arbeiten lange aufzuschieben. Der Oesterreichische General Graf Meerveld, welcher am vorigen Tage ein Beobachtungscorps bei Connewitz commandirt hatte, war verwundet, nachdem er sein Pferd verloren hatte, in Gefangenschaft gerathen. Dieser Umstand hatte Veranlassung zum Parlamentiren gegeben, und die heutige Ruhe hatte also wahrscheinlich darin ihren Grund. Mehrere Franzosen gaben als Ursache an, daß der Kaiser eine große Verstärkung von drei Armeecorps erwartete, und darum heute nichts unternähme. Wie die Folge bewies, hatten sich die Franzosen sehr stark geirrt, indem die Verbündeten, nicht aber sie, durch 40,000 Mann unter Bennigsen verstärkt wurden, welche Napoleon zu so ungelegener Zeit über den Hals kamen, daß ihm schon jetzt der Gewinn der Schlacht nicht mehr nützen konnte. Man sah noch überall in der Ferne den Rauch von den eingeäscherten Brandstellen aufsteigen. Plötzlich stand auch der Thurm zu Probstheide in Flammen. Er stürzte in kurzer Zeit zusammen. Dieser Brand soll durch Verwahrlosung entstanden sein.

In der Stadt suchte man nun alle großen Gebäude aus, um sie zu Lazarethen einzurichten. Die Zahl der Verwundeten stieg immer höher, und der bei weitem größte Theil bedeckte noch immer die Straßen. Hülfe war bei vielen noch nach drei Tagen nicht möglich. Der König blieb unerschütterlich in der Stadt, um, wie es der Erfolg lehrte, hier sein Schicksal, welches es auch sein mochte, abzuwarten. An der Schlacht nahm er nur insofern Antheil, als er den Schloßthurm mit einigen seiner Adjutanten bestieg und mit dem Fernrohre die Stellungen der Armeen in Augenschein nahm.— Unser Zustand ward immer peinlicher, die Erwartung immer gespannter und die Hoffnung kleinmüthiger. Wie wird es morgen um diese Zeit mit uns stehen? fragte man sich am Abend dieses Tages, und sah mit Bangigkeit und Zagen dem neuen Tageslicht entgegen. Wir waren weit weniger mitten im Kanonendonner besorgt, als am Schlusse dieses vierten Tages. Er glich einer Windstille, die dem nahen Sturme vorangeht. Die Verbündeten donnerten uns abermals mit drei Kanonenschüssen eine friedliche gute Nacht zu. Es war ein Sonntag gewesen, und da wir den Grund der heutigen Waffenruhe nicht ausfindig machen konnten, so mußten wir uns mit der Meinung begnügen, daß man ihn durch Blutvergießen nicht habe entweihen wollen.

Der 18. October erschien endlich. Es war ein Tag, der manches Jahrhundert an Wichtigkeit aufwiegt, und er wird um so denkwürdiger bleiben, je weniger die Geschichte solche aufzuweisen hat, die ihm an die Seite gesetzt werden können. Heute waren es gerade sieben Jahre, daß die Franzosen ihren feierlichen Einzug in Leipzig gehalten und die lange Reihe von Uebeln über uns gebracht hatten, von denen wir so sehnlichst erlöst zu sein wünschten. Welche Hoffnungen, Wünsche und Besorgnisse mußten sich nicht an demselben durchkreuzen! Durch Alles, was vorher geschehen war, hatte

man bloß die Bahn gebrochen; noch waren unübersteigliche Klippen zu erklimmen, ehe man das große Ziel zu erreichen Hoffnung hatte. Man konnte voraussehen, daß Napoleon mit fürchterlicher Ausdauer Alles aufs Spiel setzen würde, um, wie immer, Alles zu gewinnen, um dem Feldzuge mit einem Schlage ein Ende zu machen. Es schien auf die völlige Vernichtung der Alliirten abgesehen zu sein, da man weit und breit alle Brücken zu ihrem Rückzuge abgebrochen hatte. Sein Vertrauen muß sehr groß gewesen sein, weil er für den eigenen Rückzug so unvollkommene Anstalten getroffen hatte.

Die Schlacht begann im Centrum der französischen Armee über Probstheide mit Stürmung der vor der Fronte liegenden Dörfer. Wie wir später erfuhren, wurden sie mehrmals genommen und verloren. Um die Blutarbeit an diesem Tage zu vollenden, hatte man mit dem ersten Tagesgrauen angefangen. Um neun Uhr standen bereits alle die ungeheuern Schlachtlinien von Taucha bis Connewitz im Feuer. Das letztere Dorf lag uns am nächsten, dort konnten wir Alles, was vorging, am deutlichsten sehen. Von Lösnig, einem Dörfchen, welches dicht hinter Connewitz liegt, läuft eine Vertiefung in der Richtung von Südwest nach Nordost, ungefähr 2000 Schritte lang, hin. Diese war mit einem dünnen Holzsaum besetzt, der aus Erlen, Linden und Eichen bestand und mit dem Dörfchen einen Winkel bildete. Hinter dieser Linie wurden mehrere französische Batterien aufgefahren, deren beständiges Vor- und Rückwärtsgehen wir mit unsern Fernröhren deutlich, so wie jeden einzelnen Schuß erkennen konnten. Um mich in jener Gegend genauer zu orientiren, durchwanderte ich zwei Tage später diesen Theil des Schlachtfeldes und fand, daß das französische Geschütz ein offenes Dreieck dort gebildet haben mußte; die Straße welche gerade aus von Leipzig hinter Connewitz durch Dö-

litz und Lösnig, also von Norden nach Süden führt, war nämlich ebenfalls von französischen Batterien besetzt gewesen: die Häuser dieser Dörfer hatten ihnen als Stützpunkt im Rücken gedient und waren größtentheils von den österreichischen Kugeln fürchterlich zerschossen. Das Geschütz der Alliirten scheint große Vortheile in Rücksicht des Terrains gehabt zu haben. Die französischen Kanonen, welche in der Linie von Connewitz nach Dölitz und Lösnig aufgefahren waren, standen nämlich in einer Vertiefung, die österreichischen auf Anhöhen. Die letztern hatten vor jenen den Vorzug, daß sie die beiden Schenkel, welche die französischen Batterien bildeten, wirksam beschießen konnten. Daß dies geschehen war, konnte man an der Menge todter französischer Kanoniere und Pferde sehen, die reihenweise an der Linie der genannten Dörfer lagen. Auf den Anhöhen, wo die feindlichen Feuerschlünde gearbeitet hatten, sah man der Todten weit weniger, auch schienen sie keine Kanoniere, sondern Infanteristen zu sein, die vielleicht jene Batterien gedeckt haben mochten. Die neben ihnen liegenden Gewehre rechtfertigten diese Muthmaßung. Indessen muß dieser Paß sehr gut vertheidigt worden sein, weil er den ganzen Tag nicht genommen werden konnte. Die Polen hatten hier unter Poniatowsky gefochten und nach Aussage ihrer eigenen Offiziere an 4000 Mann verloren. Das Kleingewehrfeuer wurde immer heftiger, ein Beweis, daß man schon im wüthendsten Handgemenge sein mußte. Die französischen Tirailleurs konnten aus den Gehölzen, an welche sich ihr rechter Flügel anschloß, nicht verdrängt werden. Wir sahen häufig Cavallerieangriffe, die nichts zu entscheiden schienen. In allen Dörfern, welche hinter Connewitz auf der Straße nach Borna liegen, bis Markleeberg, brach Feuer aus. Der Kanonendonner im Centrum, so wie auf dem französischen linken Flügel, rückte allmählich näher nach der Stadt. Das sie-

dente französische Armeecorps, unter dem General Reynier, hatte den linken Flügel und stand nach Taucha zu. Es bestand größtentheils aus Sachsen. Sie waren so eben ins Feuer gekommen, der Feind hatte viel Geschütz bereits gegen sie aufgeführt. Zum Erstaunen und Entsetzen ihres Anführers nahmen sie plötzlich das Gewehr auf, marschirten in geschlossenen Gliedern mit ihrem Geschütz vorwärts und gingen zum Feind über. Mehrere französische Bataillone wurden dadurch irre gemacht und schlossen sich an sie an; sie wurden sogleich entwaffnet und gefangen! Die französischen Kürassiere, welche das Vorhaben der Sachsen erriethen, folgten ihnen und schickten sich an auf sie einzuhauen; vergebens! — Die Sachsen machten gegen sie Front und zwangen sie durch ein heftiges Gewehrfeuer umzukehren. Man schickte ihnen einen Kartätschenhagel eben so vergeblich nach; er that keinen Schaden. Ihre reitende Batterie kehrte um und demontirte bald das französische Geschütz. Sie wurden von den Kosaken, die ihren neuen Kameraden brüderlich die Hand reichten, mit einem freudigen Hurrah empfangen. Die Sachsen hatten verlangt, sogleich wieder gegen die Franzosen ins Feuer geführt zu werden. In dem Herzen jedes einzelnen Kriegers hatte schon längst Rache geglüht für alle die Verwüstungen, die ihre Bundesgenossen und Waffengefährten, für die sie so lange ihr Blut in Strömen vergossen hatten, in ihrem eigenen Vaterlande angerichtet hatten. Die Generale der Verbündeten widersetzten sich aus sehr vernünftigen Gründen diesem Verlangen. Die Sachsen marschirten eine Stunde weit hinter das Schlachtfeld und bivouakirten einstweilen. Nur die Artillerie wurde später eingeladen, an dem Kampfe Theil zu nehmen, und wirkte mit dem kräftigsten Erfolg. Dieser Vorfall blieb nicht ganz ohne Einfluß auf den Gang der Schlacht, insofern dem rechten Flügel der Alliirten, da der Feind um einige tausend Mann geschwächt war, das Vordringen erleichtert wurde.

Von meinem Standpunkte aus war dieses Vorrücken der Verbündeten nur durch das Näherkommen des Kanonendonners zu bemerken. Noch stand das französische Centrum unerschütterlich, wenigstens wurden wir von der Stadt aus keine Veränderung gewahr, die auf eine rückgängige Bewegung schließen ließ. Wie mörderisch der Kampf sein mußte, ließ sich aus den Tausenden von Verwundeten muthmaßen, die zu den Thoren herein hinkten, krochen oder getragen wurden. Unter den letztern befanden sich viele Offiziere von Range. Fragte man einen der Zurückkommenden, wie es um die Schlacht stände, so war die Antwort fast durchgehends — schlecht! — Der Feind ist sehr stark. Ein sächsischer Kürassier gestand geradezu, daß sie schon so gut als verloren sei; wir sind schon weit zurück, setzte er hinzu. Stötteritz und Schönefeld wurden noch diesen Abend gestürmt, das erstere aber erst am 19. erobert. Die Blessirten bedeckten bereits alle Straßen; glücklich war der unter ihnen, der ein Obdach fand. Nirgends Hände zum Verbinden, nirgends ein Labetrunk! Ich sah einen gemeinen französischen Husaren von der Ehrengarde auf einer Trage bringen, welche ein vornehmer französischer Offizier begleitete. Der Unglückliche hatte 17 Wunden. Sein Begleiter wollte und konnte ihn im Spital nicht unterbringen. Er hielt auf dem Neumarkt mit ihm still und bat dringend, ihm nur irgend ein Haus und einen geschickten Chirurgen zuzuweisen, damit der Aechzende gepflegt und verbunden werden könnte. Er sagte, daß der junge Mensch der einzige Sohn aus einer der reichsten und vornehmsten Familien in Frankreich sei. Als sichere Gewährleistung für die reichlichste Bezahlung erbot er sich, 40 Stück Napoleonsd'or voraus zu entrichten. Eine weit größere Menge dieser Unglücklichen lag noch auf den Dörfern, wie man in der Folge aus den abgelösten Gliedern, namentlich

in Probstheide, sehen konnte, die fuderweise aufgethürmt waren.

Wäre es einem der verbündeten Corps an diesem Tage geglückt, auf irgend einer Seite in unsere Stadt einzudringen, so wäre die französische Armee völlig verloren gewesen, weil sich ein solches von hier aus, als dem Mittelpunkte des Schlachtfeldes, überall in den Rücken der französischen Heeresmassen werfen und Centrum und Flügel packen konnte. Dies hatte Napoleon zu verhindern gewußt. Jetzt fühlte er aber, daß seine Kraft gebrochen und er nicht mehr im Stande sei, das Feld zu halten. Der Rückzug wurde beschlossen, aber er suchte diesen dem Feind sorgfältig zu verbergen. Die Nacht war bereits hereingebrochen, aber die Feuerschlünde donnerten noch eben so stark als am Morgen, und das Kleingewehrfeuer knatterte heftiger als je. Man sah eine lange Colonne mit unzähligem Geschütz von Probstheide nach Connewitz ziehen. Jetzt zitterte ich für die Sache der Verbündeten. Nach meiner Meinung mußten es die französischen Garden sein, die auf dem rechten Flügel angreifen sollten. Ich glaubte daß der Augenblick nun gekommen sei, wo Napoleon den Hauptschlag, den er so oft bis auf die letzte Stunde aufsparte, führen würde. Kurz darauf schien auch das Geschützfeuer mit neuen Riesenkräften erwacht zu sein, und währte eine Stunde ununterbrochen, daß alle Häuser in der Stadt erbebten. Da es aber, ohne sich entfernt zu haben, endlich schwieg, so konnte man schließen, daß dieser letzte Angriff ohne Erfolg gewesen sein mußte. Späterhin erfuhr man, daß diese große Truppencolonne, die zum Theil aus Garde bestand, vom Kaiser Napoleon dem Fürsten Poniatowsky war zu Hülfe geschickt worden, der um diese Zeit von den Oesterreichern und Russen hart bedrängt wurde. Mehr als zehn große Feuersbrünste erleuchteten im nächtlichen Dunkel den ganzen Horizont.

Bei dem entsetzlichen Gewühl in der Stadt war es nicht möglich, die Bemerkung zu machen, daß schon jetzt eigentlich der Rückzug seinen Anfang genommen habe. Schon war ein großer Theil des hiesigen Armeepersonals abgegangen, während der andere alle Anstalten traf, die Stadt zu verlassen. Bei den meisten hatte sich der Ton, in welchem sie noch gestern gesprochen, gewaltig herabgestimmt. Man sprach von dem Unglück des Krieges, bedauerte die leidenden Völker und meinte, daß der Friede doch die größte Wohlthat für Alle sei. Die Menge der hier befindlichen Offiziere war so groß, daß vornehme französische Stabsoffiziere gern mit dem dürftigsten Lager in einer armseligen Kammer fürlieb nahmen, es reichlich bezahlten und ihre Pferde und Equipagen unter freiem Himmel ließen, wo ihnen die erstern häufig abhanden kamen. Ein solcher Offizier hatte sein Nachtlager in einem geringen Hause gesucht, welches in der Nachbarschaft der Wohnung des Verfassers lag. Er wurde nach Mitternacht geweckt und ihm angekündigt, daß seine Colonne so eben den Rückzug angetreten habe. Er fragte, ob die ganze Armee dies thue? — Der Bote antwortete, daß ihm dies nicht bekannt sei. Hierdurch wurde mein Glaube an die verlorne Schlacht zuerst lebendig und der Gedanke, daß das ganze französische Heer im Rückzuge begriffen sei, wahrscheinlich. Viele französische Employés und Soldaten hatten schon seit mehrern Tagen, wo es sich nur thun lassen wollte, die bunte Uniform mit der einfachsten bürgerlichen Kleidung vertauscht, um unter dieser friedlichen Aegide den Gang der Dinge desto ruhiger abwarten und, sollte der Feind seinen Einzug zu unvermuthet halten, unter der Firma eines Leipziger Bürgers, ohne von Kosakenlanzen in Anspruch genommen zu werden, dem geliebten Rhein zueilen zu können. Besonders bemerkt zu werden verdient es, daß sich schon seit dem ersten Tage eine große

Menge Offiziere in die Stadt geflüchtet hatten, die nicht verwundet waren und es sicher ohne Erlaubniß gethan hatten. Sie wußten häufig weder ihr Regiment noch die Colonne, zu der sie gehört hatten. Der Verfall der militairischen Disciplin leuchtete also, wie aus vielen Erscheinungen, auch aus dieser hervor. Der größte Theil ließ sich auch ganz geduldig hier fangen. Ruhiger als alle diese sah der Commandant der Stadt, General Bertrand, dem Ausgange entgegen, er, der vielleicht zu dem Siege als ein einsichtsvoller Offizier das wenigste Zutrauen hatte. Er verließ seinen Posten nicht, da selbst der Kaiser davon eilte, und auch er wurde daher am folgenden Tage, auf eine jedoch ehrenvolle Art, gefangen. Nichts charakerisirte die Franzosen in den Tagen, an denen sie sich nichts Gutes prophezeihten, treffender als die Aengstlichkeit, mit welcher sie sich für Deutsche ausgaben und dafür gehalten sein wollten. Dies geschah nicht allein von denen, die aus den französisch-deutschen Provinzen gebürtig waren und sich ihrer Muttersprache so sehr geschämt hatten, daß sie dieselbe noch kurz vorher vor ihren Hauswirthen verleugneten, sondern selbst von Stockfranzosen aus Flandern, die sich jetzt plötzlich erinnerten, daß sie einst zu Deutschland gehört und daß man bei ihnen ehemals das Recht nicht anders als in dieser Sprache in ihren Gerichtshöfen gesprochen hatte. Die deutsche Sprache stieg jetzt bei ihnen eben so im Preise, als ihre Hoffnungen sanken. Mancher hätte sie um vieles Geld eingehandelt, um wenigstens im schlimmsten Falle auf eine verständliche Art capituliren zu können.

Dies war das Ende des fünften Tages. Er sah eines der unermeßlichsten Leichenfelder und eine der blühendsten Gegenden Sachsens als eine große Brandstätte hinter sich. Bang und ängstlich hatte man ihn kommen und mit unbefriedigten Erwartungen scheiden sehen. War es uns auch

Allen wahrscheinlich, daß der Sieg in dieser kolossalen Schlacht die fränkischen Adler gänzlich verlassen hatte, so war das Schicksal unserer Stadt doch noch keineswegs entschieden. Noch immer lagen wir mitten in dem furchtbaren Krater des unermeßlichen Vulkans, der uns vielleicht durch einen mächtigen Stoß von der Stelle wegschleudern und kaum eine Spur unsres Daseins übrig lassen konnte. Napoleon war aufs Haupt geschlagen; jetzt galt es noch, dem Kampfe, dem reißenden Strome der Sieger einen augenblicklichen Damm entgegenzusetzen und die völlige Vernichtung seines noch übrigen Heeres zu verhüten. Das einzige Bollwerk, das er hierzu gebrauchen konnte, war Leipzig. Längst war Alles, was die Kunst ehedem gethan hatte, es zu einem haltbaren Punkte zu machen, verschwunden. Planken, Zäune und Lehmwände waren kaum geeignet, den Schlägen der Flintenkolben zu widerstehen. Man mußte diesen Mangel überall durch lebendige Mauern ersetzen, und that es leider auf eine Art, die uns Alle in Schrecken setzte.

Die Verbündeten legten am 19. mit dem Frühesten die letzte Hand an das große Werk. Ein beträchtlicher Theil des französischen Heeres war bereits am vorigen Tage und in der vergangenen Nacht mit einer ungeheuern Menge Artillerie durch und in die Stadt in großer Eile gezogen. Was den Rückzug deckte, wurde wüthend angegriffen und, nachdem Stötteritz genommen war, von allen Seiten an die Stadt geworfen. Man glaubte den Siegesflug noch durch ein Mittel aufzuhalten, welches so oft schon große Wirkung gethan hatte, nämlich durch Unterhandeln. Man machte den Vorschlag, die Stadt gutwillig zu räumen und die in

derselben befindlichen sächsischen Truppen als neutral zu erklären, wenn man dem retirirenden Heere so viel Zeit ließe, seine Truppen mit Kanonen und Wagentrain aus derselben zu ziehen, bis sie einen gewissen Punkt erreicht haben würden. Die Verbündeten sahen zu gut ein, wie groß der Vortheil sei, den die französische Armee dabei gehabt hätte, welche weniger die Schonung der Stadt, als ihre eigene Rettung vor Augen hatte. Diese Bedingung wurde verworfen, und nun wurden mehrere hundert Feuerschlünde gegen Leipzig gerichtet. Unser Schicksal war entschieden, wenn die verbündeten Souveraine nicht zu menschlich und edel gedacht hätten. Sie mußten sich Leipzigs um jeden Preis bemächtigen, und sie konnten es auf dem kürzesten Wege und ohne bedeutenden Menschenverlust, wenn sie es nur eine Stunde lang mit Granaten, glühenden Kugeln und Brandraketen, welche eine englische Batterie mit sich führte, beschießen ließen. Sie wollten aber einem deutschen, schuldlosen Volke Moskau's und Saragossa's Schicksal nicht bereiten. Man beschloß, die Stadt mit stürmender Hand zu nehmen und diesen Sturm nur so weit durch das Geschütz unterstützen zu lassen, als nothwendig war, das feindliche zum Schweigen zu bringen und sich die verpallisadirten Eingänge und Thore zu öffnen. Indessen waren die neuen Donnerschläge, die wie dicht vor unsern Ohren fielen, so entsetzlich, daß ein einziger die Stadt zu vernichten hinreichend schien. Selbst der König von Sachsen verwendete sich durch Parlementairs für die Schonung derselben. Man bewilligte diese insoweit, als die Vertheidigung des Feindes es nur immer gestatten würde; man versprach den Einwohnern nach der Einnahme Sicherheit der Person und des Eigenthums und so strenge Aufrechthaltung der Mannszucht, als es nach einem Sturme nur immer möglich sein würde. Hierzu wurde die Bedingung gefügt, daß kein Franzose in irgend einem Hause

verheimlicht werden dürfte und jedes, wo ein solcher entdeckt würde, in Gefahr sei, in Asche gelegt zu werden. Sogleich wurden nun die Feuerschlünde, jedoch nur in verhältnißmäßig geringer Anzahl, von Norden und Osten wieder in Thätigkeit gesetzt. Sie wurden theils auf die Thorpallisaden, theils auf das französische Geschütz, welches die Eingangsstraßen vertheidigte, gerichtet. Länger als zwei Stunden fielen nun häufig Kugeln und Granaten von Osten und Norden in die Häuser der Stadt und Vorstadt. Mehrmals bin ich über die unglaubliche Wirkung einer einzigen Kugel erstaunt. Sie schlug oft zwei starke Wände durch, und setzte ihre Bahn noch weit fort. Auf den Straßen war überall Lebensgefahr, wenn auch dort seltener Kugeln niederschlugen. In allen Straßen rissen die furchtbaren Geschosse große Fragmente von Dächern, Mauern und Giebeln herunter, die krachend niederstürzten und jeden Vorübergehenden zu zerschmettern drohten. Die Kanonenkugeln waren noch ziemlich höflich, sie begnügten sich mit einem Gefolge von Dachziegeln und Mauersteinen und legten sich dann ruhig nieder. Weit ungezogener waren die Granaten, welche an Indigestionen litten, zerplatzten und ihre neue Wohnung sogleich in Flammen setzten. Glücklicher Weise wurden nur wenig solcher Gäste hereingeschickt. Von Norden, d. h. von der Richtung von Halle her, schlugen die meisten ein. Im Brühl entstand daher drei Mal Feuer, welches mehrere Hintergebäude an der Stadtmauer in Kurzem verzehrte, und nur Dank den schleunigsten Löschanstalten nicht weiter greifen konnte. Die Verbündeten hatten bei diesen Schreckensboten keine andere Absicht, als dem fliehenden Feinde, der wegen der allgemeinen Verwirrung und Stockung weder vor- noch rückwärts mehr konnte, zu zeigen, daß man ihn nur darum jetzt nicht vernichtete, weil an das Leben eines jeden einzelnen Flüchtlings das Leben eines schuldlosen Bürgers ge-

knüpft sein könnte. Ein Vorwerk, nahe an der Nordseite der Stadt, Pfaffendorf, war bereits am 18., als der russische General Sacken von Gohlis her gegen die Stadt vorgedrungen, schon bis nahe an die äußern Thore gekommen war und seine Jäger durch das Rosenthal die Franzosen bis dahin zurückgeworfen hatten, in Brand gerathen und bis auf die Umfassungsmauern eingeäschert worden. Mehrere Soldaten verloren, da jene Meierei zu einem Spital eingerichtet war, hier ihr Leben. Das Vieh verbrannte fast sämmtlich, es wurde noch viele Tage nach der Schlacht von den verhungerten französischen Soldaten bis auf die Knochen skalpirt und das schon in Fäulniß übergegangene Fleisch begierig verzehrt.

Sie werden sich leicht eine Vorstellung machen können, wie den Bewohnern der obern Stadt zu Muthe sein mußte, als sie in der untern schon die schwarzen Dampfwolken aufsteigen sahen, ohne bei dem fortwährenden Kanonendonner im Stande zu sein, sich dorthin zu begeben, um Kundschaft einzuziehen oder hülfreiche Hand zu leisten. Die Furcht vergrößerte hier, wie überall, Alles. Man schrie, daß schon mehrere Straßen in Flammen ständen, und Jeder eilte nun in die eigene Wohnung, um bei ähnlicher Gefahr sogleich bei der Hand zu sein. Der Aufenthalt in den obern Stockwerken wurde immer gefährlicher, man verließ sie und flüchtete sich in die Erdgeschosse oder Keller. Selbst die königliche Familie verließ ihre Zimmer und hielt sich den Tag über, da auch in dieses Haus Kanonenkugeln einzuschlagen angefangen hatten, schon seit gestern in dem gewölbten Erdgeschosse in der Schreibstube eines hiesigen Kaufmanns auf. So groß der Schrecken in allen Häusern bei Alt und Jung unter den Bewohnern war, so überstieg doch die Furcht und Angst der noch darin befindlichen Franzosen alle Beschreibung. Viele sah man wie die Kinder weinen und bei jedem Kano-

nenschuß convulsivisch zusammenschaudern. Selbst alte französische Soldaten, die schon manche Schlacht mitgemacht haben mußten, waren ungemein ängstlich. Mehrere derselben suchten sich sächsische Monturen, so sehr sie diese jetzt haßten, zu verschaffen und zogen sie ohne Bedenken an. Dieselben stolzen Schreier, welche die Sachsen Ueberläufer und Verräther schimpften, verleugneten plötzlich ihren ganzen Stolz und ließen sich gern so weit herab, in der Uniform Schutz zu suchen, auf welcher, nach ihrem Urtheil, eine so schwere Schmach haftete. Mitten in diesem fürchterlichen Gewühl versuchte ich es noch ein Mal, mich von dem zu unterrichten, was in der Vorstadt vorging. Ich fand Alles auf den Straßen in wilder Verwirrung, Alles eilte und lief wider einander, Commandeurs trieben ihre Soldaten an die Thore. Ueberall hörte man Schreien und Lärmen, ohne daß die Meisten wußten, was sie wollten. Patrontaschen und Gewehre sah man schon hier und da auf den Straßen weggeworfen. Nur die sächsische Grenadiergarde stand an der Wohnung des Königs, das Gewehr beim Fuß, mit einer bewundernswürdigen Ruhe aufmarschirt. Alles, was sich von den Thoren her mit oder ohne Waffen flüchtete, floh zu dieser Mauer und stellte sich hinter ihr auf. Hier glaubte man am wenigsten zu befürchten zu haben. Aengstlich suchte jeder Unbewaffnete das nächste Haus zu gewinnen, und fand es gewöhnlich verschlossen. Mehrere Personen hatten durch die überall hereinschlagenden Kugeln bereits das Leben verloren oder waren schwer verwundet worden. Napoleon war in der Stadt und befand sich bei unserm König, mit dem er sich fast eine Stunde sehr lebhaft unterhielt. Bald darauf sah ich ihn in Begleitung des Königs von Neapel nach dem ranstädter Thore reiten. In seinem Gesicht war durchaus nichts zu lesen, was Furcht oder Unruhe verrathen hätte. Schon war das ganze Thor durch die ungeheure Wagenburg

völlig versperrt. Er kehrte daher um, und ritt langsam durch die Fleischergasse nach der Burgstraße, wo er sich einige Mal eines Riechfläschchens bediente, zum Petersthore hinaus und nahm durch die Allee seinen Weg nach dem äußeren ranstädter Thore. Ich hatte während dieser Zeit Gelegenheit gefunden, in ein Haus zu kommen, welches die Aussicht auf jene Gegend hatte. Jetzt sah ich zum ersten Mal einen französischen Rückzug in seiner ganzen Confusion. Da war nirgends mehr an eine Spur von Ordnung zu denken. Die Reiter- und Fußgarden kamen bunt durch einander. Sie mußten sich einzeln durchzwängen und ich glaubte, daß der Letzte kaum in sechs Stunden wegkommen könnte. Zahllose Heerden mitgenommenen Viehes waren mitten in das Gewühl eingezwängt. An diesen schien den Franzosen vorzüglich gelegen zu sein. Sie suchten auch den schmalsten Rand am Stadtgraben, um die gehörnten Lieblinge fortzutreiben. Wer verwegen genug war, und die Hoffnung hatte, diese Thiere bis in seine Behausung zu bringen, konnte hier einen sehr guten Handel machen. Einige blanke Silberstücke waren ja weit leichter zu transportiren, als eine große viereckige Kuh. Bei aller Anstrengung, diese kostbare Beute aus dem Schiffbruch zu retten, war es doch nicht möglich, sie ganz wegzubringen. Mehrere Rinder und Pferde waren stehen geblieben und suchten nun unbefangen an der Stadtmauer eine kümmerliche Nahrung. Daß es in dem heillosen Wirrwarr an Schreien und Toben nicht wird gefehlt haben, können Sie leicht denken, ungeachtet alles Drängen zum Vorwärtskommen nichts half. Plötzlich sahen wir von Weitem mitten durch dieses Chaos den Kaiser selbst mit einer nicht eben zahlreichen Begleitung daher reiten. Es ging mit dem Durchkommen besser, als ich glaubte. Sobald seine Person in Sicherheit war, wurde die steinerne Brücke gesprengt, und wer noch zurück war, seinem Schicksale überlassen. Der Fürst

Poniatowsky, welcher auf einem Seitenwege durch den Herrmann'schen Garten geritten war und nirgends eine Brücke fand, versuchte weiter oben durch die Elster zu schwimmen. Die Ufer sind auf beiden Seiten ziemlich hoch, locker und sumpfig, der Fluß zwar schmal, aber in dieser Gegend ungemein tief und schlammig. Wie es der so gewandte Reiter versehen haben mag, daß er seines Pferdes nicht mächtig blieb, habe ich nicht erfahren können. Der Sage nach soll es sich im Wasser mit ihm überschlagen und es ihm unmöglich gemacht haben, sich hervor zu arbeiten. Er wurde ein Opfer seiner Kühnheit und ertrank. Er hatte, wie man nachher sah, zwei tödtliche Wunden, und wahrscheinlich waren diese die Ursache, daß er sich nicht im Wasser helfen konnte. Sein Leichnam wurde mehrere Tage nachher gefunden und mit den seinem Range gebührenden militairischen Ehrenbezeigungen beerdigt.

Da nun auch der Oberfeldherr aus der Stadt eilte, so durften wir wohl nicht mehr an der unmittelbaren Nähe der Alliirten zweifeln. Das immer näher kommende Kanonen- und Gewehrfeuer überzeugte uns davon mehr als uns lieb war. Schon fing man an, Stränge durchzuhauen, um die Pferde wegzubringen. Die tausend Füße der Soldaten wurden immer lebendiger. Eine schwache Arrieregarde hatte sich am Reichel'schen Garten aufgestellt, um den Feind, wenn er auf dem Fahrwege vordringen sollte, aufzuhalten. Wir glaubten ihn noch weit entfernt, als plötzlich ein wildes Geschrei entstand, daß die Russen das äußerste Petersthor erstürmt hätten und vom Roßplatze herkämen. Unter den Franzosen wurde es unruhig. Da stürzten plötzlich russische Jäger im vollen Lauf mit einem fürchterlichen Hurrah und mit gefälltem Bajonnet auf sie los und schossen im stärksten Jagen einzeln ihre Gewehre auf sie ab. Sie setzten mit einer Leichtigkeit, die ich den Russen nie zugetraut hatte, über umge-

worfene Kanonen und andere Hindernisse, wie über Strohhalme. Jetzt hielt ich es für rathsam, meinen gefährlichen Posten zu verlassen und eiligst nach Hause zu gehen. Unterwegs erfuhr ich, daß die Preußen in demselben Augenblick das grimmaische Thor mit Sturm genommen hätten und in wenig Minuten in der Stadt sein würden. Ueberall knallte Gewehrfeuer, in das sich bisweilen noch Kanonenschüsse mischten, welche auf die Wagenburg in der Vorstadt gerichtet wurden. Ueber die Stadtmauer pfiffen ebenfalls Flintenkugeln durch die Straßen. Als ich das Haus glücklich erreicht hatte und mich mit dem Kopf zum Fenster herauswagte, sah ich erschrocken nicht weit von meinem Hause schon zwei preußische Jäger, die einige fliehende Franzosen verfolgten und auf sie schossen. Hinter ihnen hörte ich den Sturmmarsch, das furchtbare preußische Flügelhorn und ein tausendstimmiges Vivat Friedrich Wilhelm! Das innere Petersthor hatte eine Compagnie badenser Jäger zu vertheidigen. Diese verließen sogleich ihre Posten und liefen, wie vom Sturmwind fortgerissen, nach dem Marktplatz, wo sie sich aufstellten und wie die sächsischen Gardegrenadiere keinen Schuß thaten.

So war sie denn da, die so lange gefürchtete und gehoffte Stunde! Was wir nach dem 2. Mai nie glauben konnten — daß nämlich je ein Preuße wieder nach Leipzig kommen würde — war geschehen! Sie waren als Freunde damals von uns geschieden und hatten sich durch ihr musterhaftes Betragen unsere ganze Achtung und Liebe erworben. Wir hatten sie eben so wie die Russen, im ehrenvollsten Andenken behalten. Jetzt erschienen sie als Feinde, als Krieger, welche die Stadt mit Sturm hatten nehmen müssen. Unsere Söhne und Brüder hatten gegen sie gefochten. Was konnte unser Schicksal sein? welches Loos traf sieben Jahre früher Lübeck unter ähnlichen Umständen? Aber es waren

Alexander's, Franzen's, Friedrich Wilhelm's und Carl Johann's Krieger, furchtbar dem Feinde, gutmüthig und edel gegen den wehrlosen Bürger. Kein Soldat beging in der Stadt, so weit des Verfassers Kunde reicht, den geringsten Exceß. Sie bezahlten sogar Brod, Tabak und Branntwein baar. In der Vorstadt ging es so gut nicht ab: mancher Einwohner wurde da sehr hart mitgenommen. Aber wie wären die Befehlshaber nach einem Kampfe, der in jedem Winkel der Stadt gewüthet hatte, im Stande gewesen, überall gegenwärtig zu sein und jeder Unordnung zu steuern?

Es war halb ein Uhr, als die Verbündeten in die Stadt eingedrungen waren. Das Geschütz war dabei nur wenig und im Innern der Stadt gar nicht gebraucht worden. Hätten die Verbündeten nicht zu viel Rücksicht auf die möglichste Schonung genommen, so hätten einige Hundert ihrer braven Krieger weniger aufgeopfert werden können. Sie ließen indessen durch Infanterie stürmen, um die Stadt nicht zu Grunde zu richten. Jetzt war das große Tagewerk bald vollbracht. So hartnäckig sich die Franzosen vertheidigten, so wenig waren sie doch im Stande, den eisernen Massen ihrer Gegner zu widerstehen. Sie wurden überall geworfen und aus der Stadt gejagt. Man muß ihnen, wie während der ganzen Schlacht, so besonders beim Sturme das Zeugniß geben, daß sie, besonders die Infanterie, überaus brav gefochten haben. Diese Bravour ging indessen nur bis zu einem gewissen Punkte. War es bis zu diesem gekommen, dann trat plötzlich das entgegengesetzte Extrem ein. Man sah häufig einen einzigen Preußen mehr als 20 Franzosen vor sich her jagen, sich mitten unter sie stürzen und ohne Widerstand links und rechts Alles niederhauen, was die Waffen nicht wegwarf. Bald war kein bewaffneter Franzose mehr in unsern Mauern. Die Todten bedeckten alle Straßen namentlich in der Vorstadt. Der Verfasser sah oft auf einem

kleinen Raume deren acht. Schon nach einer Stunde konnte man unbesorgt überall herumgehen. Aber auf welche Scenen stieß man nun! Hier war selten ein Platz, wenn er nicht mit Häusern besetzt war, wo man nicht gefochten hatte. Ueberall stieß man auf Leichen. Besonders groß war die Anzahl der gefallenen Pferde. Die Leichen lagen am dichtesten, je mehr man sich dem ranstädter Thore näherte. Der ranstädter Steinweg, der von dem sogenannten Mühlgraben durchschnitten wird, gewährte vorzugsweise einen schauderhaften Anblick. Dort sah man überall Menschen und Pferde, die, ins Wasser gedrängt, darin ihr Grab gefunden hatten und in scheußlichen Gruppen daraus hervorragten. Hier hatten sich die stürmenden Colonnen von allen Thoren her, indem ihnen der fliehende Feind als Wegweiser gedient hatte, größtentheils vereinigt und in den zusammengedrängten Massen ein sicheres Ziel für jeden Schuß gefunden. Nicht mehr als 20 preußische Landwehrmänner stürzten sich zuerst von der Allee her auf den Steinweg. Sie gaben an der Angermühle einige Mal Feuer, als es aber damit nicht rasch genug ging, stürmten sie mit dem Bajonnet in die dichtesten Haufen und stachen nieder, was ihnen begegnete. Am Ende schlugen sie kurzweg mit den Flintenkolben drein und warfen die Getroffenen ins Wasser. Am gräßlichsten sah es in dem schönen Richter'schen Garten, sonst eine Zierde der Stadt, da aus, wo er an die Elster stößt. Dort mußte auch Cavallerie im Handgemenge gewesen sein, wenigstens sah ich eine große Menge französischer Küraffe liegen. Kaum kann man glauben, daß sie von den Helden, als eine unnütze Last, weggeworfen worden waren. Am ganzen Ufer hinauf sah man Köpfe, Arme und Beine aus dem Wasser hervorragen. Unzählige, die hier den tückischen Fluß hatten durchwaten wollen, waren ertrunken. Man war eben beschäftigt, die weggeworfenen Gewehre zusammenzutragen,

und hatte bereits einen Haufen weit über Mannshöhe aufgeschichtet.

Wie es im Richter'schen Garten aussah, so war es auch in allen übrigen. Unter ihnen zeichnete sich der prächtige Löhr'sche besonders aus. Hier hatte französisches Geschütz nach Gohlis zu gestanden. Hier war es über Roß und Mann mit am schärfsten hergegangen. Traurig schienen die im italienischen Geschmack aufgeführten Prachtgebäude auf ihre freundlichen, jetzt schrecklich zugerichteten Haine, im Frühling durch den Gesang der Nachtigallen belebt, jetzt die Stätte eines hundertfachen Todesröchelns, — hinabzuschauen. Die traulichen Parkwege, Gartenhäuser und Lauben, sonst die Zuflucht für die Erholung, für die Freuden der Geselligkeit und das stille Nachdenken, waren jetzt Sterbelager, Spitäler, Orte des Schmerzes und der Verzweiflung. Dasselbe gilt von dem Großbose'schen, dem Reichel'schen und den übrigen großen Gärten um die Stadt, wo die Verbündeten mit Sturm hatten eindringen müssen. Unter den Gebäuden hatten vorzüglich die an den äußern Thoren der Stadt viel gelitten. Es waren dies die Wohnungen der Accis- und übrigen Thorofficianten. Diese waren größtentheils so durchlöchert, daß sie eher einem großen durchsichtigen Käfig, als massiven Gebäuden ähnlich sahen. Alles das kam indessen, ungeachtet sicher mehr als 1000 Kugeln in die Stadt geflogen waren, gegen das, was hätte geschehen können und was wir eigentlich befürchten mußten, gar nicht in Betracht.

Ich führe Sie jetzt von diesen Greuelscenen weg, um Ihren Blick auf andere Bilder zu lenken, die Sie, wenn das Gemälde vollständig sein soll, nicht übergehen dürfen. Die Heere, welche so lange der Schrecken Deutschlands und Europa's gewesen waren und uns jetzt das letzte schreckliche Denkzeichen ihres Daseins zurückgelassen hatten, waren, wie von einem reißenden Strome fortgerissen, in der wildesten

Flucht. Der Sieger war ihnen bei Leipzig in der fürchterlichsten Gestalt erschienen und saß ihnen rastlos mit der eisernen Faust auf dem Nacken. Die Verfolgung ließ erst eine Stunde hinter der Stadt etwas nach; bei Markranstädt holte das geschlagene Heer zuerst wieder Athem und gestaltete sich einigermaßen zu einem zusammenhängenden Ganzen. Die Beute, welche die Verbündeten machten, war unermeßlich. Die Vorstädte waren gepfropft voll Wagen und Kanonen, welche man hatte stehen lassen müssen. Ihre Anzahl war für das geübteste Auge nicht einmal annähernd zu bestimmen. Noch ließ man Alles stehen und unterrichtete sich nur hie und da von dem Inhalt der Wagen. Eine große Menge war mit Reis beladen, der zum Theil, besonders von den Preußen, verschenkt wurde. Wahrscheinlich hat ihn mancher französische Magen bei seiner kümmerlichen Abendmahlzeit stark vermißt. Alle Straßen wimmelten nun von verbündeten Truppen, die zerstreut gefochten hatten und sich jauchzend des großen Sieges freuten. Ihre Monarchen hielten bald nach der Einnahme ihren Einzug. Alles drängte sich herzu, die so lange ersehnten Retter zu sehen. Sie kamen ohne alles Gepränge, in den einfachsten Offizieruniformen. In ihrem Gefolge sahen wir jene Helden, einen Blücher, Bülow, Platow, Barklay de Tolly, Fürst Schwarzenberg, Fürst Repnin, Borstel u. s. w., die wir so lange bewundert hatten. Der Volksjubel überstieg alle Grenzen. Ein tausendstimmiges Hurrah und Vivat wurde ihnen von allen Seiten zugerufen und aus allen Fenstern wehten die friedlichen weißen Tücher. Nie schallten Kaisern und Königen die lauten Grüße vieler Tausende so tief aus dem Herzen zu, als dem heldenmüthigen Vierblatt Alexander, Franz, Friedrich Wilhelm und Carl Johann. Lange Truppenzüge folgten ihnen, die unter ihren siegreichen Fahnen den schweren Kampf so ruhmvoll bestanden hatten.

Mitten in den Reihen von Kosaken, preußischen, russischen österreichischen und schwedischen Husaren und Dragonern sah man unsere braven sächsischen Reiter einziehen, entschlossen, fortan für Deutschlands Freiheit und wahrhaft für ihr Vaterland mit zu kämpfen.

Ohne zu rasten marschirte eine Anzahl Regimenter sogleich weiter und schlug theils den Weg nach Pegau, theils den nach Merseburg ein, um den Feind in der linken Flanke und im Rücken zu verfolgen. Die Blücher'sche Armee hatte schon seit gestern sich in die Gegend von Merseburg gezogen, wo sie jetzt dem retirirenden Heere in der rechten Flanke stand. Für Leipzig war nichts mehr zu fürchten. Ueberall sah man französische Offiziere und Soldaten unter ihren Besiegern herumgehen. Nur hier und da wurden sie zusammengetrieben und forttransportirt. Von dem größten Theile nahm man im ersten Gedränge wenig Notiz, da alle Thore besetzt waren und daher schwerlich einer entkommen konnte. Viele waren während des Sturms aus ihren Quartieren in der Vorstadt herein geflüchtet. Mancher schien bedeutende Effecten und Geld dort zurückgelassen zu haben, wie ich aus mehreren Aeußerungen derselben schließen konnte, denn sie boten mehrere Napoleonsd'or, wenn man ihnen behülflich sein könnte, ihre Wohnung zu erreichen. Dazu war es aber zu spät. Es war strenger Befehl gegeben, keinen Franzosen zu verheimlichen oder aufzuhalten und sie mußten daher vor der Hand in den Spitälern einen Zufluchtsort suchen.

Nur ein geringer Theil der verbündeten Truppen war zur Verfolgung des Feindes aufgebrochen. Der bei weitem größere ruhte in unzähligen Reihen um die Stadt von der langen und blutigen Schlacht aus. Ein Theil der Armee-Equipage kam herein, und bald waren alle Straßen mit Menschen angefüllt, so daß man ohne Lebensgefahr kaum durchkommen konnte. Die verbündeten Monarchen nahmen ihre Woh-

nungen auf dem Markte, und das Gewühl der Wachen und Equipagen war daher dort unbeschreiblich. Ich sah hier den bisherigen französischen Commandanten der Stadt zu Fuße mit einem zahlreichen Gefolge von Offizieren und Commissairen kommen, welcher sich der russischen Generalität nahte. Das Schicksal dieses Mannes, des Generals Bertrand, war am meisten zu bedauern; er war ein durchaus rechtlicher Mann, der an all dem unsäglichen Elend, welches seit sechs Monaten über uns gekommen war, keinen Antheil hatte. Die Commissaire gingen mir desto weniger nahe, ich hatte sie von jeher als die Büchse der Pandora in der französischen Armee angesehen, aus welcher so unzählige Plagen über alle Länder gekommen sind. An der Wohnung unsers Königs bemerkte man keine andere Veränderung, als daß eine große Menge sächsischer Generale und Offiziere dort versammelt war. Die Leibgrenadiergarde versah wie zuvor die Wache und vor den Fenstern paradirte ein russisches Grenadierbataillon. Am längsten hielt sich der König von Preußen mit dem Kronprinzen hier auf. Die Kaiser von Oesterreich und Rußland gingen, so wie der Kronprinz von Schweden, zeitig der Armee nach. Nach der Abreise des preußischen Monarchen ging auch unser König, unter einer starken Bedeckung von Kosaken, nach Berlin ab.

Man konnte die französischen Spitäler, die wir seit dem Anfange des Jahres beständig hier gehabt hatten, mit Recht einen bösartigen Krebsschaden nennen. Ihnen verdankte die unglückliche Stadt in der That den Ausbruch des Nervenfiebers, das unter den Einwohnern eine Sterblichkeit zur Folge hatte, welche die gewöhnliche um das Vier- und Fünffache überstieg. Schon vor der Schlacht sah es in diesen Gifthöhlen, in diesen Wohnungen des Jammers traurig genug aus, da sie immer mehr angefüllt und erweitert wurden. Mancher der dort Angestellten, und besonders mancher brave und geschickte Arzt, trug aus ihnen den

Keim des Todes in seine Familie. Reinlichkeit war in ihnen durchaus nicht zu finden und man konnte ohne Ekel und ohne die Nase zuzuhalten bei keinem vorübergehen. Da Leipzig durch den großen Armeekreis von der ganzen übrigen Welt, wie der verschlagene Schiffer auf einer wüsten Insel, eine geraume Zeit völlig abgeschnitten war, so wuchs die Noth in diesen Krankenhäusern täglich. Jetzt fingen auch die Nahrungsmittel an zu mangeln. Das Elend erreichte den höchsten Gipfel, als die Tausende vom Schlachtfelde nun auch dort Hülfe suchten. Selbst Brod konnte den Unglücklichen nicht mehr zur Genüge gereicht werden. Viele irrten völlig ohne Obdach umher. Da sah man nun Scheußlichkeiten, die selbst den gefühllosesten Kannibalen einen eiskalten Schauder durch alle Glieder gejagt und die Haare empor gesträubt haben würden! Nimmermehr kann ein Auge bei Smolensk, an der Berezina und auf der Straße nach Wilna etwas Entsetzlicheres gesehen haben: dort raffte der Tod seine Beute wenigstens rascher weg. Tausend Jammergestalten wankten durch die Straßen und bettelten an jedem Fenster, an jeder Thür. Selten war das Mitleid im Stande etwas zu geben. Das waren indessen gewöhnliche und alltägliche Dinge. Daß ein solches Gerippe oft den schmutzigsten Knochen aufhob und begierig daran nagte, die geringste Brodkrume, die sich irgend auf einen Kehrichthaufen verirrt hatte, so wie Aepfelschalen, Kohlstrunke und Obstkerne mit Heißhunger verzehrte, gehörte nicht zu den Seltenheiten. Aber der Hunger blieb an diesen ekelhaften Grenzen noch nicht stehen. Mehr als zwanzig Augenzeugen können es bekräftigen, daß französische Soldaten an gefallene Pferde, die bereits in Fäulniß übergegangen waren, herankrochen, mit kraftlosen Händen durch irgend ein stumpfes Messer in die Hinterkeulen bohrten, das Fleisch herauszogen und Aas verzehrten! Was Rabe und Geier nur im Nothfall als Nah-

rung suchen, mußte ihnen zur Sättigung dienen! Selbst von abgelösten menschlichen Gliedern schnitt man Fleisch herunter und briet es zur Stillung des wüthenden Hungers! Ja, es ist unglaublich — selbst Excremente wurden durchwühlt, um unverdaute Reste zu verschlucken! Sie kennen mich und trauen mir gewiß nicht zu, daß ich Ihnen Dinge als wahr erzähle, bei denen ich in Gefahr wäre, von einer ganzen großen Stadt Lügen gestraft zu werden. — So waren die Spitäler ein verpesteter Vielfraß für die Stadt, von dem sich Geruch, Gehör und Gesicht mit Abscheu wegwenden mußten, und einer von den schrecklichsten Vampyren, die in so großer Menge unser Mark und Blut weggesaugt hatten und jetzt der Stadt und den Kranken selbst verderblich wurden. Auch hier fand man indeß Beispiele von seltener Resignation und Selbstverleugnung. Ich sah mehrmals junge Soldaten mit abgerissenen Schenkeln oder Armen auf bloßer Erde oder auf Steinen drei Tage lang liegen, wo ihnen durchaus keine Hülfe, kein Bissen Brod, kein Tropfen Wasser zu Theil ward, ohne daß sie einen Schmerzenslaut von sich gaben oder die ruhige und gefaßte Miene, womit sie die Vorübergehenden betrachteten, veränderten. Sie baten um nichts, sie klagten nie, sondern schienen nur von dem einzigen Wunsche beseelt, daß die karge Lebensflamme so bald als möglich erlöschen möchte. Von diesen ist schwerlich Einer gerettet worden.

Einen besonders gräßlichen Anblick bot der große hiesige Gottesacker dar. Man hatte der friedlichen Todten und ihrer Denkmäler eben so wenig als irgend eines Winkels in der Stadt geschont. Diese reiche Schatzkammer des Todes, der bisher nur die Einwohner der Stadt zinsbar gewesen waren, hatte auch von den Fremdlingen, die es gewagt hatten, hier ihren Kampfplatz aufzuschlagen, einen schweren Tribut eingetrieben. Sie war weit und breit mit Leichnamen bedeckt.

Am 19. wurde auch dieses elende Bollwerk gestürmt und wie ein leichtes Jagdnetz niedergeworfen. Jetzt sah man überall auf den Gräbern Cadaver von Pferden statt der Trauermonumente für die Gebeine der friedlich Verstorbenen. Nach der Schlacht wurde ein Theil der gefangenen Franzosen hier aufbewahrt. Die sogenannte Gottesacker- oder Johanneskirche, welche sich auf demselben befand, war bereits seit dem Monat Mai zu einem Spital eingerichtet worden, das schon seit Anfang Octobers von Kranken wimmelte. Jetzt konnte sie die Menge der Kranken nicht mehr fassen; Kranke und Gefangene irrten und lagen daher überall bunt durch einander zwischen den Gräbern umher. Was noch verschont geblieben war, wurde nun größtentheils völlig verwüstet. Hier fanden triftige Entschuldigungen statt, die in der entsetzlichen Noth einen vollwichtigen Grund hatten. Wer konnte es dem Jammer und der Verzweifelung verargen, wenn sie die äußersten Mittel ergriffen, welche einigermaßen Linderung verschaffen konnten? man suchte für die kalte Herbstnacht wenigstens ein Obdach, sollte es selbst in der unheimlichen Wohnung verwester Leichname sein. Jeder Schwibbogen, wenn es nur immer möglich war, ihn zu öffnen, wurde zu einer Schlaf- und Wohnstätte gemacht, die dem Aufenthalte zwischen nassen und bereiften Gräbern immer noch vorzuziehen war. Man stieg in die tiefsten Grüfte, erbrach die Särge und warf die Gebeine heraus, um Brennholz zur Erwärmung der erstarrten Glieder zu erhalten. Ich selbst sah einen französischen Soldaten, der, auf eine Menge aufgeschichteter Särge mehr als 12 Fuß tief hinabgestürzt, vielleicht mehrere Tage dort gelegen und mitten unter den Abgeschiedenen seinen Tod gefunden hatte.

So eifrig die neu eingesetzten Behörden der Alliirten bemüht waren, sogleich zweckmäßige Anstalten zu treffen, um dem Elende auf allen Seiten abzuhelfen, so war es doch

menschlichen Kräften nicht möglich, sich durch das entsetzliche Chaos durchzuarbeiten. Die Franzosen hatten Alles in zu großer Verwirrung hinterlassen. In der Stadt herrschte an allen Dingen Mangel, die Dörfer waren weit und breit verwüstet und rein ausgeplündert, kurz es fehlte an Allem. Mehr als dreißig Spitäler waren nicht im Stande, die Kranken, welche überall herum krochen und wankten, aufzunehmen. Wo sollte man alle die geräumigen Häuser, wo in denselben Strohsäcke, Decken, Geschirre, wo Nahrungsmittel und die ungeheure Menge von Aerzten hernehmen, welche nöthig gewesen wären, alle die Unglücklichen zu verpflegen, die ihrer bedurften? Alle nur einigermaßen passenden Locale waren schon längst in Beschlag genommen und Alles so ausrequirirt, daß das hiesige Lazareth-Comité schon lange vorher nicht mehr im Stande war, selbst nur die so nöthige Charpie aufzutreiben. Fast jeder Barbierlehrling mußte schon gezwungen werden, seine ungeübten Hände zum Verbinden in den Spitälern herzugeben. Mit Geld konnte man nichts mehr zwingen, wenn man dessen noch so viel gehabt hätte, und überdies war ja auch diese Quelle völlig versiegt. Dem kältesten Verstand mußte schwindeln und die unerschütterlichste Gegenwart des Geistes bankerott werden, wenn sie den Knäuel erblickten, der hier zu entwirren war. Man sah nirgends einen Anfang noch ein Ende. Die Stadt war mit Leichen bedeckt, die Flüsse von Leichen gedämmt. Tausend Hände waren nöthig, diese Pestmaterialien wegzuschaffen und zu verscharren, ohne daß man daran denken durfte, das Schlachtfeld um Leipzig selbst aufzuräumen. Da Alles Hülfe suchte, so blieb natürlich Keiner übrig, der sie geben konnte. Ob man zuerst bauen, schlachten, backen, brauen, begraben, verbinden, schleppen oder tragen sollte, war schwer zu bestimmen, da Alles gleich nöthig war.

In der Stadt lagen viele Tausende von angekommenen

Truppen, die hungrig und durstig waren. Bei aller Genügsamkeit konnten sie doch theils gar nicht, theils nur sehr kümmerlich befriedigt werden. Wie gern hätte sie nicht Jeder mit einem festlichen Mahle empfangen, wie gern mit einem stärkenden Trunk erquickt! aber selbst ein Glas des schlechtesten Bieres oder Branntweins war nicht vorhanden. Häufig glaubten sie, daß es böser Wille sei und äußerten wohl auch, daß man ihnen darum Alles verweigere, weil sie keine Franzosen wären. Wie wenig kannten sie unsere Lage! In dem Hause, das ich bewohnte, wurden sechs Mann von der preußischen Fußgarde einquartiert. Sie beklagten sich, als man ihnen nichts als trockene Erdäpfel vorsetzte. Sie waren indessen bescheiden genug und ließen sich bedeuten. Stillschweigend nahmen vier von ihnen die Gewehre und entfernten sich. Sie kamen ungefähr in einer Stunde zurück und man erstaunte nicht wenig, als sie zwei Kühe brachten, die sie den Franzosen abgejagt hatten. Sie schenkten sie ihrem Wirth und legten sogleich Hand an das Werk des Schlachtens. In zwei Stunden war die Haushaltung so reichlich mit Fleisch versorgt, daß sie Andern damit aushelfen konnte, und da ein großer Theil eingepökelt wurde, auf lange Zeit Vorrath hatte.

Um Sie zu überzeugen, wie es durchaus nicht anders möglich war, als daß der Stadt gar nichts bleiben konnte, daß alle Hülfsquellen erschöpft werden und der bitterste Mangel eintreten mußte, genüge Ihnen ein Beispiel anzuführen. Es befanden sich in der Stadt zwei Kornmagazine, wovon das im Schlosse Pleißenburg auf königliche Rechnung, das im sogenannten Kornmagazine auf Kosten des hiesigen Magistrats aufgekauft worden war. Das erstere hatte schon längst an französische Commissaire ausgeliefert werden müssen und wurde größtentheils dazu verwendet, die französischen Besatzungen in Wittenberg und Torgau zu verproviant-

tiren. Die Vorräthe, welche der Magistrat besaß, waren in den Jahren angekauft, da in Sachsen Kornmangel herrschte. Um diesem abzuhelfen, hatte die sächsische Regierung große Massen aus Rußland kommen lassen. Der Magistrat von Leipzig kaufte — um in ähnlichen Bedrängnissen dem Mangel seiner Bürger abhelfen zu können — davon eine beträchtliche Quantität. Es wurde gemahlen und das Mehl in Fässer von 450 Pfund verpackt. Von diesem köstlichen Mehle hatte der Magistrat 4000 Fässer auf den Kornböden liegen, die unberührt blieben, selbst im Jahre 1806 nicht angegriffen worden waren und für den äußersten Nothfall bei eintretender Theuerung aufgespart wurden. Gewiß war dies eine weise und wahrhaft väterliche Vorsicht. Dieser kostbare Schatz war hinreichend, die Stadt auf lange Zeit vor Hungersnoth zu schützen. Da die französische Armee in ganz Sachsen wie in Feindes Land gehauft und Alles weit und breit ausgesogen hatte, entstand endlich der bitterste Mangel. Man hatte den ganz gemeinen Erfahrungssatz vergessen, daß man das Brod, welches man dem Bürger und Landmann nimmt, sich am Ende selbst entzieht und daß der Soldat nirgends etwas hat, wenn seine Ernährer Alles verloren haben. Schon fehlte es in der Gegend von Dresden an Allem. Die von dort herkommenden Soldaten und Reisenden konnten die Noth nicht groß genug schildern. Sie versicherten einstimmig, daß die Gegend von Oschatz bis Leipzig ein wahres Paradies gegen die Lausitz und den meißnischen Kreis bis an die Elbe sei. Wir sahen bald die Beweise davon. Man mußte eine Menge Pferde in allen Regimentern ausmustern und zahlreiche Schaaren von Soldaten in die Depots schicken. Von den Pferden war außer Haut und Gerippe kaum noch etwas übrig. Der größte Theil war schon unterwegs gefallen. Hier bedeckten sie alle Straßen. Die Soldaten verkauften sie aus freier

Hand zum Theil um einige Groschen. Manches dieser armen Thiere, denen es bloß an Futter fehlte, wäre leicht zu retten gewesen, wenn es einige Wochen hätte gepflegt werden können. Aber selbst umsonst wollte Niemand eines haben, da nirgends ein Korn Hafer, nirgends ein Halm Heu mehr vorhanden war. Ein Franzose führte zwei solcher Thiere an einem Stricke. Er bot sie einem Bauer zum Kauf an und verlangte einen Thaler. Der Mann schüttelte mit dem Kopfe. Der Soldat wurde dringender und der Bauer bot auf das eine, um den Plagegeist los zu werden, einen Groschen. Als er losbinden wollte, fand er den Knoten zu fest, und um den Käufer nicht zu verlieren, gab er ihm beide für jene Summe. Eine große Menge wurde von französischen Commissairen öffentlich verauctionirt, und Sie können ungefähr urtheilen, von welchem Kaliber sie gewesen sein mögen, da eine Partie von 25 Stück für 20 Thaler verkauft wurde. Es ist dabei zu bemerken, daß diese zu den besten und ausgesuchtesten gehörten. Nach der Zeit kamen die sämmtlichen Cadres der Gardecavallerie hier an. Man schätzte sie auf 5000 Mann, die sämmtlich zum Dienst unfähig waren. Einen bizarrern, lächerlichern und armseligern Aufzug sah man schwerlich jemals in einem Kriege. Baumlange reitende Grenadiere mit himmelhohen Mützen sah man, ebenso wie die schwerbepanzerten Kürassiere auf magern Kühen reiten, die freilich nicht courbettirten. Ein Wunder war es, daß sich die Thiere nicht gegen die sonderbare Ehre sträubten. Die Mantelsäcke hatte man ihnen auf die Hörner geschnallt, so daß man gar nicht sogleich klug werden konnte, was für ein monströses Wesen dahergeschritten kam. Carabiniers mit spiegelblanken Kürassen und Helmen lagen oft ohne Stiefeln und Strümpfe auf Schubkarren, vor welchen sich Bauern mit ihren Hunden gespannt hatten, die die Helden transportirten. Wenig Pferde waren noch im Stande, den

Mantelsack, geschweige denn den Reiter, zu tragen. Diese mußten daher ihre abgematteten Rosse durch den dicksten Morast am Zügel führen und sahen es für ein Glück an, wenn endlich der lästige Begleiter zusammenbrach, um sich nicht wieder zu erheben. Eine Bande wandernder Dorfkomödianten war gegen diese unübersehbare Caravane immer noch wie ein Triumphzug eines römischen Imperators. Alles suchte Erfurt und Mainz zu erreichen.

Alle diese und ähnliche Auftritte, die wir täglich gesehen hatten, waren eine natürliche Folge des französischen Verpflegungssystems und der ungeheuren Truppenmassen, die mit den Vorräthen eines kleinen Landstriches in gar keinem Verhältnisse gestanden hatten. Andere korn- und futterreiche Gegenden zu finden, hatte man zwar Versuche gemacht, aber sie waren mißglückt. Das gesegnete Schlesien und Böhmen blieben verschlossen. Nun mußte anderweitig Rath geschafft werden. Etwas Reis hatte man von der Elbe und dem Rhein herbeigeschafft. Die Vorräthe in den Niederlagen der Leipziger Kaufleute waren ebenfalls in Beschlag genommen und zur Armee abgeführt worden. Aber alles dieses waren nur Galgenfristen; es gehörte, um dem Mangel abzuhelfen, das Wunder dazu, täglich mit fünf Broden 4000 Mann zu speisen. Noch hatte man den reichen Fund auf dem Leipziger Rathsmagazine nicht ausgewittert. Aber, wo wäre wohl ein eisernes Thor oder ein Riegel dicht genug gewesen, durch welche die französischen Falkenaugen nicht endlich gedrungen wären? Das schöne Mehl wurde bald ausgespürt und kurzweg für die französischen hungrigen Magen bestimmt. Die Fässer wurden mit unglaublicher Behendigkeit von den Böden gerollt und in die Backhäuser geschafft. Jeder Bäcker erhielt ihrer für den Tag zwei, die er über Hals und Kopf verbacken und als Brod in das Gewandhaus abliefern mußte. Hier wurden die Brode in un-

zähligen Schichten aufgethürmt und dem hungrigen Heere nachgeschickt. Man sah täglich Wagen laden und wegfahren. Dessen ungeachtet erhielt der beim Bürger einquartierte Soldat keinen Bissen davon; man wußte ja, daß der geduldige Hauswirth noch einen Groschen im Säckel hatte, wofür er Rath schaffen mußte. So ging das herrliche Mehl, welches noch 20 Jahre, ohne zu verderben, hätte liegen können und so heilig aufbewahrt worden war, verloren! Sie können leicht denken, welch ein Unglück dieser große Verlust für die Stadt war und wie tief er gefühlt wurde, als wir mehrere Wochen gleichsam belagert waren und selbst in den Mühlen keine Hand voll Mehl zu haben war. Da die Brodnoth zu groß wurde, so wurde Denen, welche Einquartierung nachweisen konnten, eine gewisse Quantität Brod zu einem mäßigen Preise verabreicht. Auf welchem Wege man dazu Rath geschafft, habe ich nicht erfahren können.

Rechnen Sie nun die Lage der Stadt in finanzieller Hinsicht dazu, so werden Sie auch daraus sehen, wie schrecklich sie und die Behörden bei den ungeheuern Bedürfnissen daran waren. Für den hülflosen Armen ist in keiner Stadt so gewissenhaft gesorgt, als in Leipzig. Hier fand man die zweckmäßigst eingerichteten Armenhäuser, wo für Brod, Wohnung, Wärme und Lager gesorgt war. Sie mußten geräumt werden, weil man sie zu Hospitälern brauchte, und es kam am Ende so weit, daß man dem Hülfsbedürftigen das Brod und sein spärliches Almosen nicht mehr reichen konnte, — die Kassen waren erschöpft und alle neuen Zuflüsse mangelten. Der Bürger erlag schon dem Gewicht seiner Lasten, man konnte ihm keine neuen mehr auflegen.

Dies war die Lage einer Stadt, die vor wenig Jahren noch unter die reichsten in Deutschland gezählt worden war und deren Hülfsquellen unerschöpflich geschienen hatten. Mit Leipzigs Credit mußte der Credit von ganz Sachsen größten-

theils fallen. Man hatte Alles gethan, es dahin zu bringen. Hätte dieser Zustand länger fortgedauert, so war es wahrscheinlich ganz verloren, da sich bei der Stockung aller Gewerbe wohl der größte Theil der hiesigen noch übrigen Capitalisten weggewendet haben würde. Dahin sollte es nicht kommen. Schon war Leipzig in der Gefahr, den letzten Stoß zu erleiden, d. h. in einen Aschenhaufen verwandelt zu werden. Schwer lagen die Wetterwolken auf ihm, aber sie gingen vorüber und eine neue Sonne, eine frohe Hoffnung auf bessere Tage erhob sich hinter ihnen.

Hier erlauben Sie mir, meinen Brief über die ereignißvollen Tage im October, die uns Allen unvergeßlich bleiben werden, zu schließen. Der eigentlich militärische Theil meiner Erzählung kann vielleicht mangelhaft, vielleicht in der Angabe der Generale, die hier oder da commandirt, der Stellung der einzelnen Corps, welche gefochten haben, oder in sonstigen Nebenumständen unrichtig sein. Indessen wird das, was ich Ihnen so umständlich als möglich über diese denkwürdige Schlacht berichtet habe, hinreichend sein, daß Sie sich selbst ein einigermaßen vollständiges Gemälde davon entwerfen können.

Anhang.

Brief des Herrn Henschler.

Leipzig, den 3. November 1813.

Theuerster Freund!

Du siehst hier, wie bereitwillig ich bin, Deinen Wunsch, alles das zu erfahren, was in dem verhängnißvollen October in meiner Nähe und mit mir selbst vorging, zu erfüllen. Ich gehe ohne Weiteres zur Sache über.

Seit der Ankunft des Marschalls Marmont bin ich unausgesetzt auf dem schönen Landgute meines Principals in Reudnitz geblieben, wo ich in dem großen Drange der Ereignisse einigermaßen nützlich zu sein glaubte. Anfangs war dort der Brigadegeneral Chamois — ein guter, aber auch zugleich strenger Mann — einquartiert. Neben meiner Wohnstube befand sich die Wache, welche beim Kaiser den Dienst zu versehen hatte. Der commandirende Sergeant schien ein sehr gebildeter junger Mann zu sein, ich lud ihn deswegen in mein kleines Stübchen ein und bewirthete ihn mit einigen Gläsern guten Doppelliförs. Er erzählte mir sein trauriges Schicksal und erweckte meine ganze Theilnahme. Er war aus einer vornehmen Familie in Marseille und hatte sich den Wissenschaften gewidmet. Da ihn das Loos getroffen,

als Soldat zu dienen, hatte sein Vater für eine hohe Summe Geldes einen Mann für ihn gestellt. Dessen ungeachtet hatte man ihn in der Folge, wie so viele Tausende, mit Gewalt unter die Fahnen geschleppt. „So geht unser Kaiser mit uns unglücklichen Franzosen um!“—rief er aufgebracht—„Wie oft habe ich um seinetwillen Hunger und welche unsägliche Strapazen ertragen müssen!“ — Er schloß mit einem Strome von Schimpfworten und ich hatte großes Mitleid mit ihm.

Am folgenden Morgen verließ uns der General mit den Truppen. Wir vermißten gleich nach ihrem Abmarsch 8 Hühner, die einzigen noch übrig gebliebenen. Nach einigen Stunden erschien der General mit seinem Adjutanten wieder und es mußten Anstalten gemacht werden, für ein gutes Mittagsmahl zu sorgen. Dadurch kamen wir um so mehr in Verlegenheit, da die Hühner verschwunden waren. Dieses wurde dem General bekannt gemacht, der über den Diebstahl wüthend wurde. Es wurde sogleich Haussuchung gehalten, und wer beschreibt mein Erstaunen, als der General meinen artigen Sergeanten brachte und ihn unbarmherzig durchprügelte. Er riß ihm mit eigener Hand Säbel und Patrontasche ab und ließ ihn vor die Hausthür stellen, wo er von einer Schildwache bewacht wurde. Hier mußte er 3 Stunden öffentlich ausstehen, damit Jeder den unverschämten Hühnerdieb in Augenschein nehmen konnte. Man hatte nicht weniger als sieben Stück ohne Köpfe bei ihm gefunden, wovon ein Theil sogleich für den Herrn General und seinen Adjutanten gebraten werden mußte, die im Grunde kein größeres Recht an sie hatten, als der diebische Sergeant. Mich verdroß die Sache insofern sehr, als der Sergeant eine so grobe Undankbarkeit gegen mich bewiesen hatte und ich jetzt in ihm einen verächtlichen Heuchler erblicken mußte. Die Strafe konnte man ihm übrigens erlassen; wo hätte man, wenn

man jeden Frevler dieser Art in jenen Tagen auf ähnliche Weise züchtigen wollte, die Schildwachen alle hernehmen sollen, wenn man nicht die ganze russisch-preußische und österreichische Armee dazu brauchen wollte?

Alles erwartete am 14. October eine Hauptschlacht bei Leipzig. Schon an diesem Tage waren eine Menge französischer Armeecorps in der Gegend eingerückt. Der nahe Kanonendonner und die vielfachen Versicherungen französischer Offiziere, daß man den Jahrestag der Schlachten von Ulm und Jena nicht ungefeiert vorüber gehen lassen würde, schienen diese Erwartung rechtfertigen zu wollen. Der König von Sachsen zog durch die verpallisadirten Thore der äußern Stadt ein und bald kam auch Napoleon an. Der Letztere kam von Düben und bezog in der Nähe des Galgens ein Bivouak im freien Felde bei einem großen Wachtfeuer. Auch ich eilte nach jener Gegend, um den merkwürdigen Mann von Angesicht zu Angesicht zu sehen, ohne zu ahnen, daß mir noch heute ein weit größeres Glück bevorstände, nämlich mit ihm unter einem Dache zu schlafen und für einige Zeit sogar seiner persönlichen Unterhaltung gewürdigt zu werden. Die Lage der Dinge in meiner ländlichen Wohnung erlaubte mir nicht, lange von derselben fern zu bleiben. Ich eilte also so schnell wie möglich wieder in dieselbe zu kommen. Fast mit mir zugleich traf ein französischer maréchal de logis du palais ein, dem ich sogleich alle Zimmer im Hause zeigen mußte und der mir zu meiner nicht geringen Bestürzung ankündigte, — daß der Kaiser wahrscheinlich hier logiren werde. Der Mann, dessen Titel mit dem eines deutschen Hoffouriers gleichbedeutend ist, hatte sein Amt sehr eilig verrichtet und sich sogleich wieder entfernt. Ich theilte die so unerwartete Nachricht dem Adjutanten des Generals Pajol mit, äußerte aber ausdrücklich, daß ich daran zweifelte, weil der maréchal de logis selbst sich unbe-

stimmt ausgedrückt habe. Der Mann schien sehr betroffen, und ob ich ihm gleich begreiflich zu machen suchte, daß noch eine geraume Zeit vergehen könnte, ehe der hohe Gast einträfe, so packte er doch sogleich Alles zusammen, und so sehr ich mich auch bemühte, ihn zurück zu halten, war er doch in wenig Minuten mit seinem Bedienten verschwunden. Ich habe selten an Jemandem eine so große Aengstlichkeit bemerkt als bei diesem Manne während des Räumens. Er war indessen kaum fort, als ich jeden Augenblick Besuche von französischen Stabsoffizieren erhielt, die sich hier einquartieren wollten. Ein kurzes: l'empereur va prendre son quartier général ici!" (der Kaiser will sein Hauptquartier hier nehmen) war hinreichend, sie wie eine Heerde Lämmer zu verscheuchen, wenn sie den Wolf gewahr werden.

Bald erschien der maréchal de logis wieder und besah nun jedes, auch das kleinste Gemach genauer als zuvor. Er kündigte mir an, daß Sa Majesté ganz bestimmt hier ihr Hauptquartier nehmen würden und suchte Kreide hervor, um jedes Zimmer mit dem Namen der hohen Gäste zu bezeichnen, die es bewohnen sollten. Als er mir das kaiserliche Zimmer bemerkt hatte, trug er mir auf, es sogleich heizen zu lassen, weil Se. Maj. die Wärme sehr liebten. Jetzt wurde es lebhafter, es erschienen Garden, welche das Haus und alle Zugänge besetzten. Eine Menge vornehmer Offiziere mit ihrer zahlreichen Dienerschaft fand sich ein, und sechs kaiserliche Köche verwalteten bereits ihr Amt mit großer Emsigkeit in der Küche. Ich sah mich auf diese Art von allen Seiten von dem kaiserlichen Glanz umgeben und mich selbst vor der Hand als den Mittelpunkt desselben. Ich hätte leicht stolz werden können, wenn ich nicht jeden Augenblick erinnert worden wäre, daß ich hier bloß die Rolle des Gehorchenden spielen müßte. Ich vernahm von weitem Trommelwirbel, der, wie ich sehr bald erfuhr, nichts Andres ver-

kündigte, als daß ich in ein völlig subalternes Verhältniß treten würde. Er kündigte nämlich die Ankunft des Kaisers an, der in einem grauen Oberrock zu Pferde angesprengt kam. Hinter ihm ritt der Herzog von Vicenza (Caulincourt), der seit dem Tode des Marschalls Duroc dessen Stelle versah. Als man am Hause angekommen war, sprang der Oberstallmeister mit einer Behendigkeit und Gewandtheit vom Pferde, die ich dem alten steifen Herrn nicht zugetraut hätte, und hielt sogleich das des Kaisers.

Se. Maj. waren kaum in ihrem Zimmer angekommen, als ich eilig gesucht und gerufen wurde. Du kannst Dir leicht mein Erstaunen und meine Verwirrung denken, da mir angekündigt wurde, daß mich der Kaiser stracks sehen und sprechen wolle. Abgerechnet, daß ich unter den seit mehreren Tagen obwaltenden Umständen gar nicht daran gedacht hatte, ein hochzeitliches Kleid anzulegen, so war Alles in meinem Innern zu einem Besuch bei einem Helden, dessen bloßer Anblick mich zu Boden drücken mußte, noch weniger vorbereitet. Aber hier half nichts als Muth; ich schaffte mir davon soviel, als in der Eil aufzutreiben war. Hatte ich doch — soviel mir bewußt — nichts Böses gethan und meine Pflichten als maître d'hôtel nach Kräften erfüllt. Ich musterte, nachdem mich ein General übernommen hatte, meinen ganzen Vorrath von schönen rednerischen Floskeln durch, mit denen man etwa die Gunst eines mächtigen Kaisers gewinnen konnte. Der General führte mich durch ein großes Gewühl von Adjutanten und Offizieren von allen Graden. Sie nahmen von meinem unbedeutenden Wesen fast gar keine Notiz und würdigten mich kaum eines Blicks. Mein Führer öffnete das Zimmer und ich trat mit hochklopfendem Herzen ein. Der Kaiser hatte den Oberrock ausgezogen und Niemanden bei sich. Auf der langen Tafel lag eine große Landkarte ausgebreitet. Der Leibmameluck Rustan befand

sich, wie ich später erfuhr, in der Nebenstube. Von meiner Fassung war der größte Theil verloren gegangen, als ich dem Kaiser vorgestellt wurde; er muß es deutlich in meinem Gesichte gelesen haben, daß ich ziemlich verblüfft war. Ich war eben im Begriff, meine mühsam studirte Anrede herzusagen und etwas über das nie erwartete hohe Glück, dem mächtigsten, berühmtesten und allgeliebtesten Monarchen der Erde vorgestellt zu werden, hervorzustottern, als der Kaiser mir mit einem Male aus aller Noth half. Er redete mich nämlich selbst auf Französisch, zwar sehr schnell, aber doch verständlich sprechend, also an:

N. Sind Sie der Besitzer dieses Hauses?

J. Nein, Ihre Majestät, nur der Intendant.

N. Wo ist der Besitzer?

J. Er befindet sich in der Stadt. Er ist schon ein Greis und verließ unter den jetzigen Umständen dieses Haus, indem er mir auftrug, die gute Ordnuug darin so viel wie möglich aufrecht zu erhalten.

N. Was ist Ihr Principal?

J. Kaufmann, Sire.

N. Welche Art von Geschäften macht er?

J. Wechselgeschäfte.

N. (lachend) Aha, da ist er wohl einer von den Millionairen?

J. Ich bitte um Verzeihung, Ihre Majestät, das ist keineswegs der Fall.

N. Nun so ist er vielleicht ein zweifacher Millionair?

J. Wollte Gott, ich könnte Ihrer Majestät diese Frage bejahen.

N. Sie leihen Geld aus?

J. Sonst geschah es, Sire — jetzt suchen wir selbst Geld geborgt zu bekommen.

N. Es wird wohl auch noch geschehen. — Wie viel Procent nehmen Sie Zinsen?

J. Ehemals nahmen wir 4—5 Procent, jetzt würden wir selbst 8—10 gern bewilligen.

N. Wem liehen Sie sonst Gelder?

J. Kleinen Kaufleuten und Fabrikanten.

N. Sie kaufen wohl auch Wechsel?

J. Sonst, Sire, jetzt kann man dergleichen weder kaufen noch verkaufen.

N. Wie gehen die Geschäfte?

J. Gegenwärtig sind gar keine, Ihre Majestät.

N. Wie so?

J. Weil aller Handel gänzlich darnieder liegt.

N. Aber Sie haben jetzt Messe?

J. Ja, aber nur dem Namen nach.

N. Warum?

J. Da alle Communication seit geraumer Zeit schon unterbrochen ist und die Wege für Waarentransporte unsicher sind, so haben sich weder Käufer noch Verkäufer einfinden können, und überdies herrscht eine große Geldnoth in der hiesigen Gegend.

N. (stark schnupfend) So, so. — Wie heißt Ihr Principal?

J. Es ist der Bankier Vetter.

N. Ist er verheirathet?

J. Ja, Sire.

N. Hat er Kinder?

J. Zu dienen, sie sind auch verheirathet.

N. Was sind Sie bei ihm?

J. Ich arbeite als Correspondent auf seinem Comptoir.

N. Da haben Sie wohl auch einen Cassirer?

J. Aufzuwarten, Sire.

N. Wie viel bekommen Sie Gehalt?

Ich nannte eine Summe, die ich für gut fand.

Jetzt gab er mir einen Wink mit der Hand, und ich

entfernte mich mit einer tiefen Verbeugung. Während des ganzen Gesprächs war der Kaiser sehr freundlich, lachte öfters und schnupfte stark Tabak. Ich hatte die ganze Zeit über meine Blicke scharf auf seine Augen gerichtet. So viel Mühe ich mir indessen gab, das Feuer und den Alles umfassenden Geist darin zu lesen, der alle seine Thaten bezeichnet, so wenig war ich im Stande, auch nur eine Spur davon zu entdecken. Sein ganzer äußerer Anstand war übrigens nichts weniger als majestätisch und kaiserlich. Nach geendigter Audienz schien ich allen Denen, die mich, ohne mich zu beachten, vor einer Viertelstunde in das Zimmer hatten gehen sehen, ein sehr wichtiger und ganz anderer Mann zu sein. Offiziere und Domestiken bezeigten beim Weggehen überall einen großen Respect gegen mich. Der Kaiser wohnte im ersten Stock, sein Leibmameluk — ein äußerst liebenswürdiger Mann — war stets um ihn. An das kaiserliche Schlafzimmer stieß eines, welches mit großen englischen Kupferstichen ausgeschmückt war, die zum Theil die letzten Scenen aus dem Leben des unglücklichen Ludwigs XVI. enthielten. Gerade in diesem wohnte er. Welch eine auffallende Erscheinung, die hier das Spiel des Zufalls herbeiführte! Die Bilder mußten ihm nothwendig in die Augen fallen; welchen Eindruck mußten sie auf ihn in seiner jetzigen Lage machen und zu was für ernsthaften Betrachtungen konnten sie ihn veranlassen! Derselbe Thron, von welchem herab er die halbe Welt in Schrecken setzte, war mit dem Blute Dessen befleckt, der sich ihm hier, gleichsam warnend, in seinen letzten Leidensaugenblicken in den Weg stellte und ihn an die Vergänglichkeit aller irdischen Größe so stark erinnerte. Und doch lastete auf dem Haupte des guten Königs keine Blutschuld, doch war er einst von der Nation, auf welcher jetzt Napoleons eisernes Scepter so schwer lag, enthusiastisch geliebt worden. Wohl wäre es der Mühe werth gewesen, den

finstern Mann, während seine Blicke auf diese Bilder gerichtet waren, zu beobachten, um zu sehen, ob die Schatten der Abgeschiedenen, die er hier sah, nicht vielleicht einen tiefern Eindruck auf ihn gemacht haben, als die handelnden und leidenden Lebenden. Die zweite Etage hatten der Fürst von Neufchatel, der ein sehr krankes Ansehen hatte, und der Secretair des Kaisers, Herzog von Bassano, inne. Im Souterrain war eine Vorderstube zum Salon de Service umgeschaffen. Hier befanden sich die Marschälle Oudinot, Mortier, Ney, Reynier (?) mit einer Menge von Genérälen, Adjutanten und Ordonnanzoffizieren, die des Nachts wie Häringe zusammengeschichtet auf Stroh schliefen. Im Nebengebäude links logirte der Großstallmeister, Herzog von Vicenza, und über ihm der Leibarzt des Kaisers, mich dünkt, er hieß Mr. Yvan. Im Nebengebäude rechts hatten die Officiers du palais ihre Wohnungen. In dem kleinsten Stübchen schlief ein General mit sechs Adjutanten. Alles war besetzt, so daß die Ordonnanzen und Domestiken auf der Hausflur schlafen mußten. Auf meine Vorstellung beim maréchal du palais behielt ich für mich selbst eine kleine Stube und glaubte mich gegen jede unwillkommene Stubengenossenschaft dadurch zu waffnen, daß ich mit Kreide jedem Ankommenden meine hohe Würde — maître de la maison — mit großen Buchstaben bekannt machte. Anfangs ging man ehrerbietig an der engen Klause vorüber und wagte kaum den Kopf durch die Thür zu stecken, aber die französische Ungeduld achtete dieses schriftliche Bollwerk nicht lange. Eine Zeit lang diente sie mehreren von meinen Leuten und Nachbarn aus dem Dorfe zu einem schützenden Asyl in der Nacht. Als meine Audienz eben beim Kaiser geendigt war und ich jetzt aus seinem Zimmer kam, stürzte eine Gärtnersfrau aus der Nachbarschaft auf mich zu und bat mich händeringend, sie schleunig zum Kai-

ser zu führen, sie müßte ihm ihre Noth klagen, denn die Franzosen plünderten in ihrem Hause Alles rein aus. Ich führte sie zum wachthabenden Offizier von der Garde, stellte ihm ihr Unglück vor und bat ihn, indem ich ihm sagte, wer ich sei, dem Uebel abzuhelfen. Er beorderte sogleich vier Gardegrenadiere, die Frau zu begleiten und dem Unfuge zu steuern. Jetzt glaubte die Frau vor dem Kaiser selbst zu stehen. Ohne Umstände warf sie sich mitten im tiefsten Koth auf die Knie und rief einmal über das andere mit gefalteten Händen: „Ach Erbarmen, Ihre Majestät!“ Der Offizier war durch diese ihm wahrscheinlich noch nie widerfahrne Ehrenbezeigung gewissermaßen in Verlegenheit, bis ich der demüthig Bittenden aus dem Irrthume half. — So wenig meine Lage mich zum Lachen aufgelegt machte, so konnte ich es bei diesem Mißverständniß unmöglich unterdrücken.

Die Schlüssel zu dem Heuboden und den Scheunen mußte ich auf Befehl dem Piqueur des Kaisers ausliefern. Ich bat ihn dringend um möglichste Schonung der Vorräthe, ich unterstützte diese Bitte mit einer Flasche Wein — einem unter den jetzigen Umständen gewiß bedeutenden Geschenk. Er wußte es zu schätzen und gab mir auf der Stelle den Beweis von seiner Dankbarkeit. Er nahm mich nämlich bei Seite und sagte mir ins Ohr: — „So lange der Kaiser hier ist, sind Sie gesichert, sobald er aber fort ist, — und das kann nie voraus bestimmt werden, — werden Sie von der Garde rein ausgeplündert, — selbst die Offiziere schonen dann nichts. Suchen Sie daher eine Sauvegarde zu bekommen und wenden Sie sich deswegen an den Großstallmeister, Herzog von Vicenza.“

Ich ließ mir dies nicht umsonst gesagt sein und bat sogleich bei dem Grand écuyer um eine Audienz. Ich trug ihm meine Bitte so bescheiden als möglich vor, und die Ge-

währung wurde mir mit großer Freundlichkeit zugesagt. Um mich an den Kohlen zu wärmen, so lange sie noch glühten, wiederholte ich mein Gesuch kurz darauf schriftlich.

Seit der Ankunft des Kaisers war bei mir an eine Viertelstunde Ruhe nicht mehr zu denken. Wie gern hätte ich mein hohes Amt, welches mich in den Rang einer der ersten französischen Hofchargen setzte, gegen eine Nacht ruhigen Schlafs vertauscht! Mr. le maître de la maison wurde jeden Augenblick verlangt. Rasiren, Waschen, Reinigen der Kleider, Aus- und Anziehen — wie hätte er daran denken dürfen? Man hatte seinen guten Willen bemerkt und glaubte, daß seine Schultern stark genug wären, mit diesem gleichen Schritt zu halten. Glücklicher Weise bin ich nicht auf den Einfall gekommen, mich in meiner hohen Würde im Spiegel zu besehen; wahrlich, ich hätte mich selbst nicht gekannt, und Diogenes würde als Stutzer neben mir gestanden haben! Gegen Lebensgefahr und Mißhandlungen war ich zwar hinreichend gesichert; — wer hätte es wagen dürfen, sich an einer so geheiligten Person, deren man jede Minute bedurfte und die für den Augenblick gar nicht zu ersetzen war, zu vergreifen? — aber ich dachte an alles dieses weit weniger, als auf die Mittel, das Eigenthum meines Principals, so weit es nur immer in meinen Kräften stände, zu retten. — Die Gefahr, daß Alles verloren gehen konnte, war sehr groß.

Die französischen Garden hatten nämlich in einer geringen Entfernung vom Hause ein großes Feuer angezündet. Der Wind blies heftig und jagte nicht allein Funken, sondern ganze Feuerbrände auf dasselbe. Der ganze Hof war mit Stroh bedeckt, in einem Augenblick konnte Alles in Flammen stehen. Ich machte einen vornehmen Offizier darauf aufmerksam und zeigte ihm, in welche Gefahr der Kaiser selbst kommen könnte. Er befahl sogleich einem französischen Gardegrenadier, dahin zu gehen und das Feuer auf der Stelle

auslöschen zu lassen. — Dieser, ein äußerst barscher Kerl, weigerte sich kurzweg, den Befehl zu überbringen. — „Es sind meine Kameraden, sagte er, es ist kalt, — sie müssen Feuer haben und dürfen nicht zu weit entfernt sein, ich kann es ihnen nicht verbieten.“ — Was war zu thun? ich besann mich auf den Herzog von Vicenza und wendete mich unmittelbar an ihn. Meine Vorstellungen wirkten auf der Stelle. Er gab Befehl, und in einer Viertelstunde war das Feuer verschwunden. Ich war eben so glücklich, ein nahe gelegenes Gebäude zu retten. Es war ein neu gebautes und vor Kurzem erst gerichtetes Haus. Die junge Garde machte eben Miene, es niederzureißen und das Holz in die Bivouaks zu schleppen. Sie wurden sogleich daran verhindert, und nur ein einziger Balken ging verloren. Es wurde Wache hingeschickt und so alle fernern Angriffe verhütet.

Spät in der Nacht kam der König von Neapel mit seinem Gefolge von Stötteritz an. Er hatte einen Mohr, Othello, bei sich, der ihm eben das zu sein scheint, was Rustan bei Napoleon ist.

Mit des Morgens Anbruch machte sich der Kaiser Napoleon mit seinem ganzen Gefolge auf und nahm den Weg nach Wolkwitz. Der König von Neapel war schon früher dahin abgegangen. Es blieb den ganzen Tag stille, gegen Abend kam der Kaiser zurück. Mehrere französische Offiziere hatten am vorigen Abend behauptet, daß der 15. zu einer Hauptschlacht bestimmt sei. Wie wenig sie von der Lage der Dinge unterrichtet waren, sah ich aus mehrern ihrer Aeußerungen. Die verbündeten Armeen waren nach ihrer Meinung schon so gut als vernichtet. Durch die großen Manöver des Kaisers waren die Russen und Schweden, — die letztern waren noch gar nicht angekommen, — von den Oesterreichern völlig abgeschnitten. Ein fourier de l'Empereur war offenherzig genug, mir geradezu zu sagen, daß

man heute gar nichts gethan, sondern sich bloß angesehen habe, morgen würde ein desto heißerer Tag sein.

Am 16. bemerkte ich schon mit dem frühesten Morgen Anstalten, die auf eine gänzliche Abreise des Kaisers deuteten. Der französische Haushofmeister verlangte die Rechnung über die ihm gelieferten Lebensmittel. Ich hatte sie bereits ausgefertigt, aber sie wurde verworfen. Die gelieferten Artikel mußten unter einzelne Rubriken gebracht und über jede eine besondere Rechnung ausgefertigt werden. Mir fehlte Zeit, Geduld und Schreibmaterialien. Aber das half nichts, die Sache hatte Eile. Ich sah wohl, daß es mit der auf einem kaufmännischen Comtoir üblichen Eleganz hier nicht so genau genommen würde, und setzte mich über alle kleinen Formalitäten weg. Ich schrieb flugs auf jedes Papier, das mir in die Hände fiel, und meine Rechnungen waren die erbärmlichsten Wische, die man nur sehen konnte. — Der Betrag wurde mir sogleich ausgezahlt, und die Sache schien abgemacht zu sein. Da ich sah, daß der maître d'hôtel im geringsten nicht daran dachte, daß es doch auch billig sei, die Domestiken, die so hülfreiche Hand mit geleistet hatten, einigermaßen zu bedenken, so war ich unhöflich genug, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er besann sich, und legte mir gegen Quittung noch 200 Francs zu, die ich sogleich gehörig vertheilte, obwohl er bemerkte, daß ich jedem nur 3 bis 4 Francs höchstens geben sollte. Ich übergab auch eine besondere Rechnung über die Fourrage, diese blieb aber unbezahlt.

Endlich kam auch die so lange ersehnte Sauvegarde an. Sie bestand aus drei Gensd'armes d'Élite, die eine schriftliche Ordre vom kaiserlichen Stallmeister, Baron von Lennep, mitbrachten, vermöge deren sie mein Haus und Eigenthum gegen Jeden vertheidigen sollten. Ich besorgte sogleich eine Copie von diesem wichtigen Freibrief, welche an

das Thor geheftet wurde. Das Haus wurde nach und nach ganz geräumt und ich befand mich bald mit meiner Schutzwache allein und freute mich sehr, daß mir der Himmel solche brave Leute zugeführt hatte. Ruhig konnte ich indessen nicht bleiben, der Kanonendonner brüllte immer fürchterlicher, auch hatte ich häufigen Zuspruch von Militairs. Meine braven Gensd'armes wiesen indessen Jeden ab. Ich mußte ihre Hülfe sehr häufig in Anspruch nehmen, aber ich suchte sie selbst dann nicht vergebens, wenn ich sie bat, einem bedrängten Nachbar beizustehen. Ich bezeigte mich so dankbar, als es meine Kräfte erlaubten, und ließ es ihnen wenigstens an nichts fehlen. Meine Schutzwache schien mir übrigens von so großem Gewichte, daß ich mehrmals, wenn man Hülfe bei mir suchte, ohne Furcht voraus ritt und dem Uebel allein zu steuern suchte, ehe der gefürchtete Gensdarme noch herzu gekommen war. Dieser fehlte mir aber auch nie, wo er nöthig war, und verschaffte sich auf der Stelle den ihm gebührenden Respect. Diese mächtige Bundesgenossenschaft machte mich oft kühn genug, es mit einer ganzen Partie tobender Plünderer aufzunehmen. Ich hatte einst ganz allein einen Schwarm bewaffneter Dragoner und Husaren mit dem Stocke tüchtig durchgeprügelt und aus einem Hause gejagt, als der Gensdarme nachkam. Durch solche glückliche Erfolge wuchs mein Muth immer mehr, und fast wäre er mir zuletzt sehr übel bekommen. Ich war nämlich das eine Mal eben im Begriff, einem solchen Plünderer das Handwerk zu legen und schimpfte französisch auf ihn los. Dieser, ein Spanier, nahm es so übel auf, daß er mit wüthender Geberde sein Gewehr auf mich anlegte und mir wahrscheinlich die Mühe, meinen Brief an Dich zu schreiben, auf immer erspart haben würde, wenn er nicht die Donnerstimme meines Begleiters vernommen und sich mit unglaublicher Schnelligkeit aus dem Staube gemacht hätte.

Der eine von den drei Männern ging in die Stadt und kam eilig mit einer großen Siegesbotschaft zurück. „Vive l'Empereur," rief er, — „la bataille est gagnée!" — Als ich mich nach den nähern Umständen erkundigte, erzählte er mir mit großer Zuversicht, daß ein österreichischer Prinz mit 30,000 Mann gefangen sei und daß man in der Stadt bereits das Te Deum singe. Mir kam dies sehr unbegreiflich vor, da sich die Kanonade in dem Augenblicke mehr näherte, als entfernte. Ich äußerte meine Zweifel gegen ihn und sagte, daß die Schlacht noch unmöglich entschieden sein könnte. Aber der Mann ließ sich nicht irre machen, er behauptete, seine Nachricht sei officiell. Als ich ihn fragte, ob er denn den gefangenen Prinzen und die 30,000 Mann Oesterreicher selbst gesehen, da man sie doch sicher in die Stadt gebracht habe — erwiederte er offenherzig, daß dies nicht der Fall sei. Mehrere, die nach ihm aus der Stadt kamen, hatten eben so wenig gesehen, und ich wußte nun ungefähr, was ich von der Nachricht zu halten hatte.

Am 17. erschien plötzlich der Marschall Ney mit einem großen Gefolge Nachmittags vor dem Hause und nahm ohne Umstände Quartier darin; den Kaiser sah ich an diesem Tage nicht. Es fiel wenig Bemerkenswerthes vor. Am 18. früh um 3 Uhr kam Napoleon unvermuthet zu Wagen zurück. Er ging sogleich zum Marschall Ney und unterhielt sich ungefähr eine Stunde mit ihm. Er eilte hierauf sogleich wieder fort und bald folgte ihm der Marschall. Seine Domestiken blieben zurück. Er mußte sich auf einer sehr heißen Stelle befinden: er ließ schon am Vormittage zwei frische Pferde nachholen und des Nachmittags wurde ein drittes gefordert. Der Kanonendonner wurde immer heftiger und rückte näher. Immer klarer wurde es mir, daß man vorgestern uns mit der pomphaften Siegesnachricht eine tüchtige Nase gedreht hatte. Die Schlacht schien schon am

Mittag für die Franzosen eine sehr üble Wendung nehmen zu wollen. Sie fingen nämlich um diese Zeit an stark nach der Stadt zu retiriren. Plötzlich erscholl ein tausendstimmiges Vive l'Empereur! und ich sah auf dieses Geschrei die müden Soldaten wieder umkehren und vorwärts gehen. Die Symptome wurden indessen immer bedenklicher. Die Kanonenkugeln aus dem feindlichen Geschütz schlugen bereits in unserer Nähe nieder. Eine davon war sogar grob genug, kaum fünf Schritte von mir eine Kuh niederzuschmettern und einen Polen zu verwunden.

Dessen ungeachtet sprachen die Franzosen von nichts als Siegen. Das Glück hatte sie leider zu sehr verwöhnt. — Eine Siegespost jagte die andere. — „General Thielemann — schrie ein Adjutant — ist so eben mit 6000 Mann gefangen, als der Kaiser ihn erkannt, hat er ihn sogleich auf dem Schlachtfeld füsiliren lassen!" Man schimpfte entsetzlich auf die Sachsen, und ich erfuhr jetzt, daß ein großer Theil mitten in der Schlacht zum Feinde übergegangen sei. So sehr ich mich darüber freute, so emsig half ich doch den Franzosen schimpfen. Das Gewühl wurde immer größer, die Verwundeten kamen schaarenweise. Alles deutete gegen Abend darauf hin, daß die Franzosen im heftigsten Gedränge sein mußten. Ein Bedienter kam eiligst gesprengt und meldete im Hause, daß der Marschall Ney, welcher verwundet sei, in Kurzem eintreffen würde. Alles lief wild im Hause durch einander. Mon Dieu, mon Dieu, — rief Einer dem Andern zu, — le prince est blessé, — quel malheur! — Kurz darauf kam der Marschall selbst an; er war zu Fuße und wurde von einem Adjutanten geführt. Man verlangte schleunig Weinessig, der nicht vorhanden war, ich gab daher Bieressig. Der Kranke war durch eine Kanonenkugel am Arm verwundet. Er hatte heftige Schmerzen und konnte das Reiten nicht vertragen.

Im Dorfe wurde überall geplündert. Jeden Augenblick kamen Bauern, die Hülfe suchten. Ich stellte die Noth einem Adjutanten vor, — aber der Mann zuckte die Achseln und gab den leidigen Trost, daß es ihm jetzt unmöglich sei, dem Uebel zu steuern.

Am 19. früh sah ich endlich, daß wir die Unholde, die uns so schrecklich geplagt hatten, nun im Ernst bald los würden. Alles marschirte in wilder Eile nach der Stadt zu, auch die Sauvegarde machte Anstalt zum Abzug. Ein sächsischer Kürassier, dessen Pferd erschossen war, kam mit sichtbarer Aengstlichkeit auf der Straße daher am Hause vorbei. Auf meine Frage, wohin er wolle, erwiederte er — daß er es selbst nicht wisse — „zu den verdammten Franzosen," — sagte er — „mag ich nicht wieder, und von den Kosaken möchte ich mich für den Augenblick auch nicht herumhudeln lassen!" Diese waren ihm in der That sehr nahe und Hülfe war ihm höchst nöthig. Ich nahm den ehrlichen Landsmann sogleich ins Haus, und in wenig Augenblicken war der martialische Kürassier in einen friedlichen Gartenknecht umgewandelt. Ich speiste und tränkte ihn nach Vermögen, dafür stand er mir diesen und den folgenden Tag recht treulich bei. Am 20. ging er wieder zu seinem Regiment und dankte mir für das wenige Gute, das ich ihm erwiesen hatte, fast mit thränenden Augen.

Schon sah ich im Geiste die Piken der Kosaken wieder. Alles, was jetzt geschah, folgte rasch auf einander. Meine Gensdarmen waren kaum weg, als schon ein äußerst heftiges Tirailleurfeuer in der Nähe begann. In wenig Augenblicken drang pommersche Infanterie von hinten durch den Garten ins Haus. Sie stürmte sogleich vorwärts nach der Stadt zu. Nur einige Minuten konnte ich durchs Fernrohr den verwirrten Rückzug der Franzosen beobachten; die Freude über die endliche Ankunft unserer landsmännischen Befreier

ließ es nicht lange zu. Das schwere Joch war nun wahrscheinlich auf immer abgeschüttelt. Ich bewillkommnete die braven Krieger aufs Herzlichste und eilte, da ich mehrere Verwundete vorbeischaffen sah, ihnen nach meinen Kräften beizustehen. Ich darf es meiner unermüdeten Fürsorge fast allein zuschreiben, daß durch sie einem schwer blessirten schwedischen Offizier, Lieutenant von M., das Leben gerettet wurde. Durch dieselbe war ich auch so glücklich, einem preußischen Capitain, Herrn von B., den Arm, in welchen er schwer geschossen war und der ihm sicher abgenommen worden wäre, zu erhalten. Leider konnte meine Bereitwilligkeit, nach Kräften zu helfen, dem schwedischen Major von Döbeln das Leben nicht retten; ich hatte den traurigen Anblick, ihn verscheiden zu sehen.

Ich war rastlos mit meinen lieben Blessirten beschäftigt, während immer stärkere Truppenmassen nach der Stadt eilten. Glücklich waren wir jetzt, die wir nun schon im Rücken der siegreichen Armee lagen; aber wie wird es dem armen Leipzig gehen, fragten wir uns gegenseitig, wo jetzt der fürchterlichste Sturm wüthete? Während des Schaffens und Arbeitens kamen immer mehr vornehme Offiziere an. Es erschien der schwedische Generaladjutant von Güldenskiöld mit dem gefangenen General Reynier, welcher abstieg und seine Wohnung in dem Zimmer nahm, wo der Kaiser logirt hatte. Ihm folgte der preußische Oberst v. Zastrow, ein äußerst liebenswürdiger Mann, und bald nach diesem traf der preußische General von Bülow mit seiner Suite ein.

Du kannst Dir wohl denken, wie übel ich jetzt daran war, da unsere Vorräthe an Lebensmitteln fast völlig aufgezehrt waren und ich mit dem besten Willen nicht im Stande war, die so lange ersehnten Gäste nach Gebühr und wie ich wünschte, zu bewirthen. Ich mußte längst schon

Hunger leiden und froh sein, wenn mir die französischen Köche und Bedienten von den gelieferten Victualien aus Generosität etwas hatten zukommen lassen.

Als der Marschall Ney angekommen, war durch die Nachlässigkeit der Franzosen Feuer in der Nähe entstanden. Ich eilte nun, wo möglich Hülfe zu leisten. Es war ein besonderes Glück, daß die Flammen bei dem heftigen Winde und bei den so schlechten Löschanstalten nur zwei Häuser verzehrten. Die Feuerspritzen und anderen Löschgeräthschaften waren als Brennholz in die Bivouaks geschleppt worden. Wer im Dorfe nicht entlaufen war, getraute sich jetzt nicht heraus, sondern blieb in seiner Wohnung. Eine Menge gefühlloser französischer Gaffer standen um das Feuer herum, ohne auch nur eine Hand zu rühren. Ich rief ihnen zu und forderte sie auf, dem Unglück steuern zu helfen. Ein teuflisches Hohngelächter war die Antwort, die Verworfenen blieben unthätig und jauchzten laut auf, wenn die Flamme stärker emporloderte. Ich war dabei Zeuge von Abscheulichkeiten, die gewiß selbst der roheste Krieger verabscheut. Ich sah dieselben Unholde, welche schon nach einigen Tagen das Fleisch crepirter Pferde und selbst menschliche Cadaver unter meinen Augen begierig verzehrten, hier das schon so seltene schöne Brod mit viehischer Brutalität in den Koth treten.

In sechs bis acht Nächten hatte ich an Schlaf und Ruhe nicht einen Augenblick denken können, ich taumelte zuletzt wie betrunken und ohne Besinnung herum. Ich kann es noch heute nicht begreifen, wie ich nach solchen übermenschlichen Anstrengungen hinterdrein gesund geblieben bin. Mein Anzug und mein Aeußeres waren völlig verwildert. Als der schwedische verwundete Offizier kam, bedurfte er nothwendig eines frischen Hemdes. Nirgends war eins aufzutreiben, und ich gab gern das einzige, das ich auf dem

Leibe hatte, her. Ich mußte nun ohne Hemd fast drei Tage zubringen. — Mehrmals hatte ich während des Aufenthalts der Franzosen Feuer löschen helfen, selbst die Gegenwart des Marschalls Ney war nicht hinreichend, die Franzosen in unsern Häusern etwas behutsam im Gebrauch des Feuers zu machen. Die Liederlichen nahmen das erste beste Brennmaterial, was ihnen in die Hände fiel, und durchleuchteten damit jeden Winkel des Hauses. Sie liefen mit brennenden Strohwischen mitten durch aufgethürmte Strohschichten, und dieses geschah selbst in dem Hause, wo der Marschall lag, ohne daß es verhindert werden konnte. Ein französischer Aide de camp hat mir in meiner Gegenwart aus meinem Bureau an 50 Cigarren genommen. Ich war gerade so sehr beschäftigt, daß ich es nicht verhindern konnte. Daß er sich auch die außerdem vermißten feinen Halstücher zugleich zu Gemüthe gezogen hat, will ich ihm weder zutrauen noch Schuld geben.

Wie Du siehst, habe ich viel ausgestanden, aber ich bin den tausend Gefahren, in denen ich mich beständig befand, glücklich entgangen. Unvergeßlich werden mir jene Tage durch mein ganzes Leben bleiben. Gottes Vorsehung hat sichtbar über mich gewacht, sie, die in dieser großen Schlacht sich so unverkennbar offenbarte und den Verbündeten für die heilige Sache einen so herrlichen und großen Sieg erkämpfen ließ. — Napoleon machte nach der Schlacht bei Jena 1806 in unserer Stadt bekannt, daß Leipzig seine gefährlichste Feindin wäre. Schwerlich hat er damals daran gedacht, daß sie es einst in einem ganz andern Sinne werden würde, als den er damals mit seinen Worten verband. Hier hielt ihn der starke Arm in seinem Siegeslaufe auf, dessen endliches Ziel außer ihm schwerlich ein Sterblicher vorausbestimmen konnte. Ich vertausche den Ruhm, den ich mir mit Recht anmaßen kann, — das schöne Gut mei-

nes Principals, so weit es in meinen Kräften stand, in diesen Tagen der Zerstörung und Vernichtung gerettet zu haben, — nicht mit der Lorbeerkrone, welche eine übel angebrachte französische Schmeichelei durch die Schlacht bei Leipzig auf dem Haupte des kaiserlichen Oberfeldherrn sehr zur Unzeit erblicken will.

In Baumgärtner's Buchhandlung erscheint ferner:

Erinnerungsblätter
an die
Leipziger Völkerschlacht.

10 Originalansichten der Schlachtdenkmäler
gezeichnet und gestochen von
L. A. Krauße.
In elegantem Carton. Preis 15 Ngr.

Von dem im Jahre 1815 erschienenen Kupferwerke:

Die
Siegesplätze der Völkerschlacht
oder
Ansichten der Dörfer bei Leipzig
merkwürdig geworden durch die Schlacht vom 16. bis 19. October 1813.
Aufgenommen und gestochen von
J. J. Wagner.
Mit historischen Erläuterungen
von
L. Hussell und **Dr. Bergk.**

16 Kupfer und 52 Seiten Text in quer 4°.
2 Hefte, Ladenpreis 3 Thlr. 10 Ngr.

besitzen wir noch eine kleine Anzahl Exemplare, die wir zu dem sehr billigen Preise von **1 Thlr. 10 Ngr.** abgeben wollen, für den das Werk durch jede Buchhandlung bezogen werden kann.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.

